

Armutsbetroffene und die Corona-Krise 2.0

Eine zweite Erhebung zur sozialen Lage aus der Sicht von Betroffenen

Evelyn Dawid (Österreichische Armutskonferenz)

Wien, August 2021



DIE ARMUTSKONFERENZ.

Impressum

Medieninhaber und Herausgeber:

Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz (BMSGPK)
Stubenring 1, 1010 Wien

Verlags- und Herstellungsort: Wien

Autorinnen und Autoren: Evelyn Dawid

Druck: XXX (Pflichtfeld)

Wien, 2021

Alle Rechte vorbehalten:

Jede kommerzielle Verwertung (auch auszugsweise) ist ohne schriftliche Zustimmung des Medieninhabers unzulässig. Dies gilt insbesondere für jede Art der Vervielfältigung, der Übersetzung, der Mikroverfilmung, der Wiedergabe in Fernsehen und Hörfunk, sowie für die Verbreitung und Einspeicherung in elektronische Medien wie z. B. Internet oder CD-Rom.

Im Falle von Zitierungen im Zuge von wissenschaftlichen Arbeiten sind als Quellenangabe „BMSGPK“ sowie der Titel der Publikation und das Erscheinungsjahr anzugeben.

Es wird darauf verwiesen, dass alle Angaben in dieser Publikation trotz sorgfältiger Bearbeitung ohne Gewähr erfolgen und eine Haftung des BMSGPK und der Autorin/des Autors ausgeschlossen ist. Rechtausführungen stellen die unverbindliche Meinung der Autorin/des Autors dar und können der Rechtsprechung der unabhängigen Gerichte keinesfalls vorgreifen.

Bestellinfos: Kostenlos zu beziehen über das Broschürenservice des Sozialministeriums unter der Telefonnummer 01 711 00-86 2525 oder per E-Mail unter broschuerenservice@sozialministerium.at.

Inhalt

Zusammenfassung	4
1 Einleitung.....	9
2 Das Forschungsprojekt	13
2.1 Forschungsziele und -fragen.....	13
2.2 Forschungsdesign und -methoden	14
3 Die Auswirkungen der Covid-19-Krise auf Armutsbetroffene und -bedrohte.....	15
3.1 Ein kurzer Moment in der langen Pandemie: die zweite Hälfte Mai 2021	15
3.2 Arbeit – langsamer Tod und trügerische Sicherheit.....	17
3.3 Finanzen – Ersparnisse aufbrauchen oder im Mist stierIn	24
3.4 Ausgangs- und Kontaktbeschränkungen – Leben im Freien und in der Online-Welt ...	33
Ausgangsbeschränkungen.....	37
Kontaktbeschränkungen	41
3.5 Psyche – die Turbulenzen setzten sich fort	50
3.6 Gesundheit – schmerzvolle Untätigkeit.....	59
3.7 Homeschooling – Fluch, aber zuweilen auch Segen.....	65
4 Hilfe und Unterstützung – gut Ding braucht Weile.....	73
5 Ein Blick in die Glaskugel – was von der Corona-Krise bleiben könnte.....	79
Wünsche und Erwartungen für die persönliche Zukunft	79
Entwicklungen in Gesellschaft, Kunst, Wirtschaft und Politik	81
Neue und tiefere Gräben in der Gesellschaft	82
Abseits von Armut: Wahrnehmungen und Prognosen.....	89
Abkürzungen.....	99

Zusammenfassung

Nach 15 Monaten Covid-19-Pandemie war das, was wir vor dem März 2020 unter Normalität verstanden haben, in weite Ferne gerückt, das zeigt diese **qualitative Erhebung der Österreichischen Armutskonferenz** klar. Sie lag Ende Mai 2021 (in den Tagen rund um die Öffnung nach dem Lockdown des Frühjahrs) viel weiter weg als noch im Sommer 2020, als die Vorgängerstudie zu dieser Arbeit durchgeführt worden ist. In beiden Studien wurde nach den **Auswirkungen der Corona-Krise auf das Leben von Menschen gefragt, die in Österreich von Armut betroffen oder potentiell bedroht sind**. Berücksichtigt wurden Menschen, die schon lange in Armut leben, und Gruppen, die durch die Corona-Krise in (die Nähe von) Armut geraten sein könnten: Ein-Personen-Unternehmer*innen (EPU), Künstler*innen und Arbeitslose, die ihren Job während der Pandemie verloren haben. Ein Schwerpunkt gilt diesmal Jugendlichen aus ökonomisch benachteiligten Haushalten. Die Daten wurden in moderierten Gruppendiskussionen gewonnen.

Die Befragten setzen diesmal ihre Prioritäten deutlich anders: Die körperliche Gesundheit, die sozialen Kontakte und vor allem das psychische Wohlbefinden haben an Bedeutung gewonnen. Und auch das Wohnen (in zu großer Enge) ist nun Thema.

Manche Entwicklungen, die die Vorgängerstudie im Sommer 2020 aufgedeckt hat, bevor sie noch ins Bewusstsein der Öffentlichkeit getreten waren bzw. von der Statistik erfasst werden konnten, werden inzwischen breit diskutiert. Die qualitative Forschung hat sich in ihrer Rolle des „sozialen Fieberthermometers“ also bewährt; welche Sensibilität Armutsbetroffene aufgrund ihrer hohen Vulnerabilität haben, hat sich bestätigt. Die **Preissteigerungen** zum Beispiel, die bei der letzten Erhebung nur Menschen spürten, die wirklich jeden Cent umdrehen müssen, sind inzwischen statistisch nachgewiesen. Hohe Wohn- und Lebensmittelkosten führen mittlerweile dazu, dass Armutsbetroffene (selbst bei stabilem Einkommen) völlig auf Sozialmärkte angewiesen sind oder sogar in Mülltonnen nach Essen suchen müssen.

Dass **Brüche in der Gesellschaft** von der Corona-Krise sichtbar gemacht, vertieft und zuweilen geschaffen wurden, war im letzten Sommer – anders als jetzt – mehr Ahnung als Gewissheit. Diesmal wurde in den Diskussionen das Bild einer sich radikalierenden Gesellschaft gezeichnet, in der die Dialogbereitschaft abgenommen habe und die Brücken zwischen unterschiedlichen Lebenskonzepten, Sichtweisen und Ideologien abbröckelten: Das

Bemühen um konstruktive Kritik führe zu Ausgrenzung, (vermeintliche) Regelübertretungen zu Aggression und Denunziation; wer im Kulturbereich arbeite, gerate immer mehr ins Abseits.

Der **Alltag im Lockdown** war geprägt von Monotonie, Trägheit und zunehmender Langeweile, für die Jugendlichen etwa bestand er aus Homeschooling, Handy und Videospiele, aus Schlafen, Essen, Fernsehen und Streamen, zuweilen auch aus Trainieren oder Online-Shopping. Mehr Stress hatten Armutsbetroffene, zB weil sie lange Wege und Wartezeiten in Kauf nehmen mussten, um im Sozialmarkt einzukaufen; aber auch all jene, die zum Arzt, ins Krankenhaus, ins Alters- bzw. Pflegeheim gehen oder Amtswege erledigen mussten.

Dominantes Thema waren diesmal die **psychischen Beeinträchtigungen**, die sich aus einer Vielzahl von Gründen eingestellt hatten: zB weil den Menschen die Arbeit und die Kollegen*innen abgingen; weil man Freunde und Freundinnen, Familie und Bekannte nicht oder nur auf Distanz treffen konnte; weil sich die ökonomische Existenzgrundlage in Luft auflösen schien; weil man sich vor einer Covid-Erkrankung fürchtete; weil das Geld hinten und vorne nicht reichte; weil die Öffnungen mehrmals (sehr kurzfristig) verschoben wurden, was Enttäuschungen brachte und die Betroffenen in eine belastende Warteposition zwang; weil Pläne zusammenbrachen und die Zukunft immer unsicherer wurde; weil die Existenzangst mehr und mehr nagte. Am meisten haben Künstler*innen, EPU und Jugendliche gelitten, am wenigsten jene Arbeitslosen, die vor der Corona-Krise einen gut bezahlten Job gehabt hatten; im Gegensatz zu Arbeitslosen mit prekärer Arbeit und geringem Arbeitslosengeld. Zur Einsamkeit, die bereits im Sommer des Vorjahres ein wichtiges Thema gewesen war und sich noch weiter verschlimmert hat, gesellte sich eine Art Gleichgültigkeit: Viele verloren die Tagesstruktur, schlitterten in eine Depression, machten den Tag zur Nacht und umgekehrt. Vor allem die Jugendlichen verschliefen den Tag (auch während am Bildschirm das Homeschooling lief) oder waren ständig, auch spätabends, im Freien unterwegs. Einiges blieb unerledigt: Schulaufgaben ebenso wie Hausarbeit. Das anfangs brennende Interesse am Pandemie-Geschehen und den verhängten Maßnahmen wurde geringer, bis viele nicht mehr wussten, welche Beschränkungen gerade im Kraft waren.

Die Jugendlichen hatten unter den finanziellen Problemen ihrer Eltern psychisch mitzuleiden und kämpften mit dem Gefühl, an vielen Fronten eingeschränkt zu sein, aber sie hielten ihre **sozialen Kontakte** mehrheitlich aufrecht: ordnungskonform im Freien, wenn auch oft in großen Gruppen. Die Erwachsenen folgten den Kontakteinschränkungen gewöhnlich, das hieß: Treffen in der Online-Welt, Telefongespräche oder gemeinsame Unternehmungen

nur im kleinen Kreis und nur im Freien. Was im Lauf der Pandemie immer mehr fehlte, waren die unkomplizierten, regelmäßigen Kontakte des Alltags (zB beim Einkaufen). Das Zusammenrücken der Nachbarschaft blieb tendenziell ein Phänomen des ersten Lockdowns, ebenso die Wiederbelebung alter Freundschaften per Telefon oder Video-Konferenz. Insgesamt ergab sich aus all dem eine massive Einschränkung der sozialen Kontakte und dadurch die oben erwähnte Einsamkeit. Menschen, denen es nicht gelang, ihren Freundes- und Bekanntenkreis zu pflegen, befürchten, manche Kontakte dauerhaft verloren zu haben. Das betrifft speziell armutsbetroffene Ältere, die der digitalen Welt fernstehen. Andererseits sind Familien und Paare enger zusammengerückt: So erzählten Jugendliche, dass sie die Eltern besser kennengelernt hätten. Manchen wurden aber auch die Augen geöffnet, wenn etwa latente oder unterdrückte häusliche Konflikte öfter oder erstmals ausbrachen.

Das **Homeschooling** hat mehrheitlich nicht gut funktioniert. Von den zwölf befragten Bur-schen und Mädchen (im Alter von 16 bis 19 Jahren) haben neun während der Lockdowns die Schule besucht. Zwei davon haben ihren Bildungsweg wegen des Fernunterrichts abgebrochen: Eine Schülerin konnte dem Unterricht nicht folgen, da sie nicht deutscher Muttersprache ist und sich einen Raum mit zwei Geschwistern teilen musste, die gleichzeitig online unterrichtet wurden. Das andere Mädchen erhielt gar keinen Online-Unterricht, sondern die Arbeitsaufgaben einfach nur zugesandt. Die passiven Stunden vor dem Bildschirm waren für gute und schlechte Schüler*innen ermüdend, den wenigsten Lehrer*innen gelang es offenbar, die Aufmerksamkeit der Schüler*innen über längere Zeit hinweg zu fesseln (vom Schlafen im Online-Unterricht war ja schon die Rede). Den armutsbetroffenen Eltern in den Diskussionsrunden machte das Homeschooling doppelt Sorgen: erstens wegen der nachlassenden Leistungen der Kinder, zweitens weil sie vielfach die Rolle der Lehrer*innen übernehmen mussten, was sie emotional, organisatorisch und fachlich überforderte. Besonders deutlich zeigte sich dies bei Alleinerzieherinnen und Familien mit Migrationsgeschichte. Ein wichtiger Aspekt der Vorgängerstudie hingegen bereitete diesmal kaum Probleme: die digitale Ausstattung der Haushalte. Zu enge Wohnverhältnisse wurden dafür öfter angesprochen – und zwar im Zusammenhang mit Homeschooling.

Die **Gesundheit** spielt eine weitaus größere Rolle als noch im Sommer 2020 – aber nicht der Schutz vor Corona. Fast alles drehte sich um Sport und Bewegung. Wer vor der Corona-Krise körperlich wenig aktiv war, fühlt sich infolge von regelmäßigem Spazierengehen und Radfahren gesünder und fitter. Für sportliche Menschen hingegen war dies kein vollwertiger Ersatz für ihr gewohntes Training, insbesondere wenn sie schmerzhaft degenerative Prozesse mit speziellen Programmen hintangehalten hatten. Von den Älteren leiden jetzt also viele unter stärkeren Schmerzen. Bei den Jugendlichen hingegen war der Wegfall des

Sports, der ihnen sowohl körperlich als auch zum mentalen Ausgleich bitter fehlte, überhaupt ein dominantes Thema. Über einen schlechteren Gesundheitszustand infolge der oft minderwertigen Lebensmittel aus den Sozialmärkten beschwerten sich mehrere Armutsbetroffene. Schwierig gestalteten sich Arztbesuche und persönliche, direkte Kontakte zu Gesundheitsdiensten. Beschwerden wurden so nicht genügend ernstgenommen und die eine oder andere Kontrolluntersuchung ausgelassen.

Im Sommer 2020 war die **Arbeit** das dominante Thema gewesen. Diesmal war sie nur noch manchen Gruppen ebenso wichtig: den „neuen“ Arbeitslosen, die noch keinen Job in Aussicht hatten und deren Chancen am Arbeitsmarkt zudem schlecht sind; den EPU, da sie Ende Mai 2021 noch keine Vorstellung hatten, wann und wie sie wieder (uneingeschränkt) tätig werden können; und jenen Armutserfahrenen, die auf der Suche nach einem (zumindest geringfügigen) Job waren oder die Freiwilligenarbeit, der sie inhaltlich sehr verbunden sind, vermissten. Die höhere Arbeitslosigkeit könnte die Position der Arbeitssuchenden bereits geschwächt haben: Die Bezahlung sei niedriger, die Anforderungen höher geworden, so die Befragten. Bei prekär Beschäftigten und „working poor“ zeigte sich ein Muster besonders klar: die finanziellen Probleme wirken auf andere in der Familie weiter und bringen diese in einer Art Kettenreaktion ebenfalls in Geldschwierigkeiten.

Im Sommer 2020 drehte sich das Gespräch der **im Kulturbetrieb Tätigen** fast ausschließlich um ihre prekären Arbeitsbedingungen, die sie mit Verhängung des ersten Lockdowns gleich in eine finanzielle Notlage gestürzt hatten, da ihnen jegliche Ressourcen zur Überbrückung fehlten. Die mittlerweile eingetroffenen Corona-Hilfszahlungen haben bei ihnen zur Beruhigung beigetragen: Diese sind zwar genauso niedrig wie sonst ihre Gagen, kommen aber regelmäßiger und sicherer. Das genügte, um die finanzielle Situation zu entspannen, nicht jedoch die Psyche: den geliebten Beruf nicht ausüben zu können, die mehrmals angekündigte – und kurzfristig wieder abgesagte – Öffnung der Bühnen, extreme Einsamkeit (geschuldet der strengen Einhaltung der Corona-Maßnahmen) und das Gefühl, gesellschaftlich missachtet zu werden, drückten massiv auf die Stimmung.

Künstler*innen hingegen, deren Arbeitsbedingungen vor der Corona-Krise nicht prekär gewesen waren, befanden sich in derselben finanziellen Situation wie viele **EPU**: Sie erlitten trotz Corona-Hilfszahlungen massive Einkommenseinbußen. Die EPU hatten außerdem entweder seit 15 Monaten gar nicht arbeiten können (zB im Tourismus) oder sahen in dieser Zeit ihr Geschäftsvolumen langsam auf ein bedrohliches Maß schrumpfen. Der schnelle wie auch der langsame ökonomische Tod wurden als extrem belastend beschrieben.

Unter den „**neuen**“ **Arbeitslosen** gibt es zwei Gruppen: eine hat vor der Krise in schlecht bezahlten Jobs gearbeitet, hat keine Ersparnisse und bezieht sehr niedriges Arbeitslosengeld. Diese Menschen sind tatsächlich durch die Corona-Krise und ihren Jobverlust in Armut geraten. Die zweite Gruppe hatte einen gut bezahlten Job, im Idealfall finanzielle Rücklagen und einen ausreichend hohen AMS-Bezug. Diese Arbeitslosen kamen niemals in die Nähe von Armut und werden dies wohl auch in Zukunft nicht tun. Insgesamt zeigt sich, dass eine unselbstständige Beschäftigung mit guter Bezahlung die bei weitem größte soziale Sicherheit geboten hat, was sich auch positiv auf die Psyche auswirkte.

Nach einer für die Betroffenen schwierig zu überbrückenden Übergangszeit funktionierten die **staatlichen Corona-Hilfen** schließlich gut. Die EPU kritisierten, dass es keinen Rechtsanspruch auf die Hilfen gebe. Die Antragstellung sei zu kompliziert und die Wartezeit bis zur Auszahlung zu lange gewesen; außerdem sei häufig die Höhe der ausgezahlten Beträge nicht nachvollziehbar. **Hilfen aus dem privaten Umfeld** haben seit der Vorgängerstudie im Sommer 2020 ihre damals eminente Bedeutung verloren, doch noch immer sind sie es, die in den schlimmsten Notlagen schnell und unkompliziert Erleichterung bringen.

Der Blick in die **Zukunft** ist bei fast allen Befragten von Unsicherheit und Zaghaftigkeit geprägt: lieber gar nicht nachdenken, geschweige denn Hoffnungen oder Wünsche hegen.

1 Einleitung

„Bei mir war das so, dass ich mich irgendwie nicht mehr dazugehörig gefühlt habe. Weil irgendwie hat sich urviel verändert, aber irgendwie auch gar nichts. Weil dieses ständige Stagnieren die ganze Zeit war. Man hat irgendwie das-, also ich zumindest, habe das Gefühl gehabt, die Welt dreht sich halt weiter und ich komme irgendwie nicht nach. Und deswegen habe ich mich, denke ich, eingeschränkt gefühlt. Weil ich einfach nicht mich expressen oder entfalten konnte, wie ich es halt wollte in dem Moment.“

(Jung_A)

„Wir leben in einer Zeit der Extreme. Ausnahmsweise ist es passend, auf eine so absolute Formulierung zurückzugreifen, um das Besondere der Gegenwart zu beschreiben. Superlative werden normalerweise inflationär verwendet, um den eigenen Erlebnissen mehr Gewicht zu verleihen, und zeugen so vor allem von historischen Wissenslücken und der Überschätzung des Jetzt und Hier. Aber das Coronavirus SARS-CoV-2 hat uns tatsächlich in eine Ausnahmesituation gebracht.“ So begann der Bericht zu einer Studie über **Armutsbetroffene und die Corona-Krise**, der im Herbst 2020 erschienen ist.¹ Und so könnte auch der hier vorliegende Bericht beginnen, der ein knappes Jahr später präsentiert, was zusätzliche 10 Monate Pandemie für Menschen bedeutet haben, die in Österreich von Armut betroffen oder potentiell bedroht sind. Auch wenn in mancherlei Hinsicht eine Gewöhnung eingetreten sein mag, überwiegt noch immer der Eindruck einer Ausnahmesituation. Die Details hingegen ändern sich rasant und sprunghaft: Was gestern noch relativ sicher schien, ist übermorgen schon wieder überholt. Der anhaltende Ausnahmezustand, die ständigen Veränderungen bei gleichzeitigem Stagnieren der Welt – treffend beschrieben im einleitenden Zitat einer jugendlichen Teilnehmerin – führten zu der hier vorgestellten Nachfolgestudie, die wieder die Auswirkungen der Corona-Krise auf von Armut betroffene und bedrohte Menschen in Österreich in den Blick nimmt. Und wieder wurden dabei sowohl Menschen berücksichtigt, die Armut schon vor der Krise kannten, also auch jene, die durch die Krise in die Nähe von Armut gerückt sein könnten, zum Beispiel Ein-Personen-Unternehmer*innen,

¹Die Studie ist abrufbar unter: <https://www.sozialministerium.at/Services/News-und-Events/Archiv-2020/Dezember-2020/Armutsbetroffene-und-die-Corona-Krise.html>.

Künstler*innen und die „neuen“ Arbeitslosen, die während der Pandemie ihren Job verloren haben.

Schon der Verlauf der Diskussionsgruppen (die abermals zur Gewinnung der rein qualitativen Daten eingesetzt wurden) machte klar, dass die letzten 10 Monate nach den Einschnitten des ersten Lockdowns im Frühjahr 2020 noch einmal beträchtliche Änderungen herbeigeführt hatten. Die für die meisten Teilnehmer*innen wohl ersten Zusammenkünfte in einer größeren Gruppe rund um den Termin der Öffnung nach dem strengen Lockdown des Frühjahres 2021 wurden zu einer willkommenen Gelegenheit, sich auszutauschen, Belastendes und Hoffnungen auszusprechen, aber auch Dampf abzulassen. Zeit spielte keine Rolle, ganz im Gegenteil hatten manche Runden Mühe, ein Ende zu finden. Die Stimmung war ambivalent: geprägt einerseits von Freude über die Öffnung und von Zuversicht für die nächsten Monate (oder zumindest den Sommer), andererseits aber von den Belastungen des Lockdowns, den finanziellen Sorgen und der Ungewissheit über die Zukunft. Fragen an die Teilnehmer*innen, die im Sommer 2020 lebhaft Antworten hervorgerufen hatten, fanden diesmal kaum Resonanz, vor allem wurden so gut wie keine Änderungsvorschläge und -wünsche geäußert; im letzten Bericht füllten diese noch ein ganzes Kapitel, das diesmal wegfallen musste. Die Auswertung zeigt, dass sich auch inhaltlich einiges gewandelt hat. Die Befragten setzen ihre Prioritäten nun deutlich anders: Die Erwerbsarbeit ist ihnen zwar nach wie vor wichtig, allerdings haben im langen Lockdown die körperliche Gesundheit, die sozialen Kontakte und vor allem das psychische Wohlbefinden an Bedeutung gewonnen; diese drei Lebensbereiche stehen jetzt gleichwertig neben der Erwerbsarbeit. Und auch das Wohnen (in zu großer Enge) ist nun plötzlich ein Thema.

Die Ergebnisse der hier vorgestellten Erhebung sind dem Alltag und dem Erfahrungsschatz der Befragten entnommen und lassen erkennen, welche konkreten Auswirkungen die Konfrontation mit einer lang andauernden Pandemie und mehreren Lockdowns hatte. Sie zeigen auf, welche staatlichen und privaten Hilfsangebote gegriffen haben. Sie liefern Ansatzpunkte für die sinnvolle Gestaltung zukünftiger Maßnahmen. Eine qualitative Studie ergibt stets viele praxisnahe Details, die allgemeine Schlüsse durchaus zulassen, aber niemals repräsentativ im statistischen Sinn sind. Und doch vermag gerade die qualitative Forschung mit ihrer Liebe zum Detail, sich anbahnende gesellschaftliche Bewegungen anzuzeigen, quasi als „soziales Fieberthermometer“. Die Daten weisen auch diesmal darauf hin, dass die Extremsituation der Corona-Krise gesellschaftliche Missstände, Bruchlinien und Gräben sichtbar machte und die Gräben teilweise auch weiter öffnete.

Ein Rückblick auf den Sommer 2020: Die Ergebnisse der ersten Studie

Die Vorgängerstudie zeigte, dass der **Erwerbsarbeit** bei allen untersuchten Gruppen eine dominante Stellung zukam: für jene mit langen Armutserfahrungen genauso wie für jene, die erst durch die Covid-19-Pandemie in (die Nähe von) Armut geraten waren. Die Langzeitbeschäftigungslosen sahen ihre Chancen am Arbeitsmarkt noch weiter schwinden, die Ein-Personen-Unternehmer*innen (EPU) und selbstständigen Künstler*innen ihr bis dahin scheinbar funktionierendes Berufsleben zerbrechen. Scheinbar, weil viele von ihnen (zumindest viele von jenen, die wir für die Studie befragen konnten) schon vor dem März 2020 in Wirklichkeit in prekären Arbeitsverhältnissen tätig gewesen waren – so sehr am Limit, dass sie selbst die ersten Wochen des Lockdowns nur mit Unterstützung ihres privaten Umfelds finanziell überstehen konnten. Eine Gruppe von potentiell Armutsgefährdeten konnte damals nicht für die Studie gewonnen werden, gerade weil sie im Sommer 2020 noch über genügend Ressourcen verfügte, um ihren gewohnten Lebensstandard weitgehend aufrechtzuerhalten: Personen, die durch die Krise ihre vergleichsweise gut bezahlten Arbeitsplätze verloren hatten; ihnen reichten die Bezüge aus der Arbeitslosenversicherung, eventuell in Kombination mit ihren Ersparnissen, zu diesem Zeitpunkt (noch).

Ein zweiter Schwerpunkt der Erhebung – gesetzt von den Betroffenen selbst, wie das qualitativen Arbeiten eigen ist – galt den **psychosozialen Folgen** der Krise. Diese waren für Menschen mit langen Armutserfahrungen besonders schwerwiegend: Die Rede war von Einsamkeit, Ängsten, Aggressionen und Depressionen. Die oft ohnehin beeinträchtigte psychische Gesundheit hatte sich bei dieser Gruppe verschlechtert. Die Künstler*innen hingegen waren einem Wechselbad der Gefühle ausgesetzt, nach dem Schock des totalen Kultur-Lockdowns (der häufig mit depressiven Verstimmungen einher gegangen war) mischten sich im Sommer Hoffnung und Zukunftsangst mit einer kämpferischen Haltung für bessere Arbeitsbedingungen „danach“. Die EPU kamen mit den Auswirkungen auf die Psyche und das soziale Leben am besten zurecht.

Die **Einkommensverluste** waren für alle gravierend: die Künstler*innen hatten bis auf wenige Auftritte im Sommer jede Gage verloren; von den EPU standen einige nach dem ersten Lockdown ebenfalls ohne Erwerbseinkommen da, bei anderen waren die Einbußen so hoch, dass es für den Lebensunterhalt nicht mehr reichte; viele der schon lange von Armut Betroffenen hatten ihre geringfügige

Beschäftigung verloren, und damit bis zu einem Drittel ihres Gesamteinkommens. Bei allen war die finanzielle Situation eng, aber nur bei den Armutserfahrenen so eng, dass sie die leichten, aber stetigen Preiserhöhungen schon damals merkten.

Homeschooling machte 2020 vor allem armutsbetroffenen Alleinerziehenden das Leben schwer: Aus den Schulen erhielten sie keine Unterstützung, die Kinder lernten nicht oder nur widerspenstig, vor allem aber reichte die Computer- und Internetausstattung für den Online-Unterricht nicht aus. Immer wieder wurde die Befürchtung geäußert, die Kinder seien (noch weiter) hinter materiell besser gestellte Schulkollegen*innen zurückgefallen.

Die wichtigsten, weil unkomplizierten, raschen und stetigen **Hilfen** kamen aus dem privaten Umfeld. Die staatlichen Corona-Hilfen sorgten für Erleichterung, aber auch für Kritik: Sie hätten, als sie ankamen, zu großer Entlastung geführt und vor Zahlungsunfähigkeit bewahrt. Die Hilfen seien aber häufig zu spät ausgezahlt worden, die Vergaberichtlinien seien unklar bis irreführend gewesen. Manche EPU seien überhaupt durch die Maschen des Netzes gefallen.

Allen Befragten machte die **Unsicherheit über die Zukunft** zu schaffen, speziell den Künstlern*innen und EPU, die ohne ausreichende Engagements bzw. Aufträge für den Herbst und das Jahr 2021 waren. Viele hatten bereits ihre Tätigkeitsfelder ausgeweitet und Exit-Strategien erdacht, fürchteten aber eine Schwächung ihrer Position gegenüber den Auftraggebern*innen, das heißt nachteilige Vertragsbedingungen und niedrigere Gagen bzw. Honorare.

Unser herzlicher Dank gilt allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern an den Diskussionen: für die Zeit, die sie unserem Projekt geschenkt haben, für das Mitdiskutieren und für die Bereitschaft, uns in ihr Leben blicken zu lassen. Ebenso herzlichen Dank an alle, die uns geholfen haben, die Teilnehmer*innen zu finden. Ohne Sie alle gäbe es die Studie nicht!

2 Das Forschungsprojekt

2.1 Forschungsziele und -fragen

Um an die Vorgängerstudie aus dem Hochsommer 2020 anschließen zu können, blieben Forschungsziele und -fragen grundsätzlich gleich (mit leichten Anpassungen als Reaktion auf die Ergebnisse von 2020). Die Studie verfolgt also wieder drei Ziele: Sie möchte erstens zeigen, welche Aspekte der Covid-19-Pandemie bzw. welche der in Österreich gesetzten Eindämmungsmaßnahmen im Leben von Armutsbetroffenen und -gefährdeten eine Wirkung entfaltet haben und wie diese Wirkung konkret ausgesehen hat. Zweitens möchte sie überprüfen, wie zielsicher die Hilfsangebote der Bundesregierung in den Augen der Betroffenen sind, ob Lücken und Verbesserungsbedarf wahrgenommen werden. Drittens will sie eine empirisch basierte und lebensnahe Entscheidungshilfe für die Gestaltung eventueller zukünftiger Maßnahmen liefern. Um dies zu erreichen, wurden vier Forschungsfragen formuliert:

- 1. Welche Auswirkungen hat die Corona-Krise auf Armutsbetroffene und -bedrohte in Österreich auf**
 - Arbeit
 - Gesundheit (psychisch und körperlich)
 - finanzielle Situation (Einkommen, Schulden, Preissteigerungen)
 - Wohnen
 - Schule & Bildung
 - Sozialleben (Familie, Teilhabe & Freundschaften).
- 2. Welche staatlichen und privaten Unterstützungsangebote wurden beantragt/erbeten, welche tatsächlich in Anspruch genommen, und wie gut haben diese funktioniert?**
- 3. Welche Unterstützungsangebote wären nötig, um die Lage der Armutsbetroffenen zu verbessern?**
- 4. Welche Zukunftsperspektiven und Exit-Strategien werden wahrgenommen?**

Für jede der vier Forschungsfragen wurde außerdem ein Vergleich zwischen Juli/August 2020 und Mai/Juni 2021 angestellt und damit festgemacht, welche Spuren weitere zehn Monate Pandemie hinterlassen haben.

2.2 Forschungsdesign und -methoden

Auch die Gruppen von Befragten blieben im Prinzip unverändert: auf der einen Seite Personen mit langer Armutserfahrung, auf der anderen Seite Personen, die erst durch die Pandemie in Gefahr gekommen sind, Armut zu erfahren. Um die Lebensrealität dieser Menschen abzubilden, ließen wir sie (genauso wie im Sommer 2020) selbst zu Wort kommen und ihre Perspektive darstellen. Das Methodenset der qualitativen empirischen Sozialforschung ermöglicht es, solche Daten kontrolliert zu sammeln und im Auswertungsprozess so zu strukturieren, dass Erkenntnisse mit Allgemeingültigkeit (nicht: mit statistischer Repräsentativität!) gewonnen werden. **Man erhält Einblick, wie sich die soziale Lage Ende Mai 2021 „von unten gesehen“ anfühlte und wie sie sich seit Sommer 2020 verändert hatte.**

Um die Daten zu gewinnen, wurden zwischen 17. Mai und 1. Juni 2021 sechs **Fokusgruppen** (d. h. moderierte Gruppendiskussionen) durchgeführt: drei davon mit Personen, deren Armutserfahrung schon vor der Corona-Krise ihren Ausgang genommen hat. Sie wurden nach den gleichen Kriterien ausgewählt wie letztes Jahr (Familienkonstellation, Arbeit bzw. Arbeitslosigkeit, gesundheitliche Beeinträchtigungen), zusätzlich gab es zwei neue Schwerpunkte: auf Jugendliche und alleinlebende ältere Menschen. Die Jungen diskutierten in einer eigenen Runde, die älteren Alleinlebenden waren in mehreren Fokusgruppen vertreten.

Die drei anderen Diskussionsrunden waren homogen jeweils mit einer Personengruppe besetzt, von der wir annahmen, dass die Corona-Krise sie in (die Nähe von) Armut gebracht haben könnte. Wie im Sommer 2020 gab es also eine eigene Fokusgruppe mit selbstständigen Künstler*innen, im Gegensatz zum Vorjahr aber auch eine für Ein-Personen-Unternehmer*innen und eine für jene Arbeitslosen, die in der Corona-Krise ihren Job verloren hatten. Eine Diskussion fand in Linz statt, die anderen in Wien; die Teilnehmer*innen waren aus Wien, Niederösterreich, Salzburg, Oberösterreich, dem Burgenland und der Steiermark. Insgesamt kam ein knappes Drittel der Befragten nicht aus Wien.

39 Personen (davon 22 Frauen) nahmen an den Diskussionen teil. Die kürzeste mit den Jugendlichen dauerte eine Stunde, brachte aber genauso gute Ergebnisse wie die langen, da die jungen Leute ihre Situation prägnant zu beschreiben wussten. Die mit drei Stunden längste Runde wurde von Teilnehmerinnen bestritten, die größtenteils schon im Vorjahr dabei gewesen waren. In Summe ergab dies 12 Stunden und 37 Minuten Diskussion, die aufgezeichnet und wörtlich transkribiert wurde. Die 175 Seiten Transkript (Schrift: Calibri 11 pt, einzeilig) wurden auf Basis der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring ausgewertet.

3 Die Auswirkungen der Covid-19-Krise auf Armutsbetroffene und -bedrohte

Die lange Dauer der Pandemie hat die Grenzen zwischen den Lebensbereichen, die wir in unserer Studie in den Blick nehmen, verschwimmen lassen. Schien im Sommer des vergangenen Jahres die Unterscheidung noch leicht, so stellten sich den Diskussionsteilnehmern*innen inzwischen ihre Lebensbereiche als eng miteinander verwoben dar – alle durchdrungen und geprägt von den Kontakt- und Ausgangsbeschränkungen sowie dem psychischen Unwohlsein. Eine gewichtige Rolle spielen auch die staatlichen Hilfszahlungen, die in Kapitel 4 näher beleuchtet werden.

Der Inhalt dieses Berichts wird von den Themen bestimmt, die die Teilnehmer*innen der Gruppendiskussionen aufgebracht haben. Der Aufbau (Arbeit, Finanzen, soziale Kontakte, psychisches Wohlbefinden, Gesundheit, Schule und Universität) orientiert sich am Bericht der Vorgängerstudie, damit Vergleiche angestellt werden können. Um den laufenden Veränderungen Rechnung zu tragen, wurde ein neues Kapitel vorangestellt, das die Situation zum Erhebungszeitraum beschreibt.

Der Bericht ist umfangreicher als im vergangenen Jahr, da einerseits mehr Material zur Verfügung stand (sechs statt fünf Fokusgruppen, die außerdem länger dauerten) und andererseits immer wieder Vergleiche mit der Situation im Sommer 2020 angestellt werden.

3.1 Ein kurzer Moment in der langen Pandemie: die zweite Hälfte Mai 2021

„Wir haben eine Erlösung, die aber keine Lösung ist.“ (EPU_D)

„Es fühlt sich schon ewig an“ (Wien_A), meinte diese junge Armutsbetroffene aus Niederösterreich über die 15 Monate Pandemie, die Ende Mai 2021 hinter uns lagen. Man habe in dieser langen Zeit „eigentlich fast keine Chance mehr [gehabt], dass man sich dem entzieht“ (EPU_C), sagte eine junge Ein-Personen-Unternehmerin. Die Last der Lockdowns war also

in den Diskussionen noch deutlich spürbar und stand neben der vorsichtigen Erleichterung, dass in den Tagen, in denen wir die Diskussionen angesetzt hatten, erste Öffnungsschritte gesetzt wurden. Zusätzlich gaben die voranschreitenden Impfungen jenen, die ihnen positiv gegenüberstehen, eine Perspektive.

„[Die Impfung] ist für mich der Schritt, dass man wieder zurückkommt zur Normalität, weil so wie das war, das wünsche ich mir nie mehr wieder in meinem Leben.“ (Linz_C)

„Ich bin grundsätzlich zuversichtlich. Ich glaube, (...) dass jetzt vor allem durch die Impfungen und so, dass wieder Normalität einkehren wird.“ (AMS_C)

Doch gerade die hier angesprochene **Normalität** wollte sich nicht so richtig einstellen: Nicht alle Lokale hatten wieder aufgesperrt, denn die Auflagen erschienen manchen zu hoch. In den Gasthäusern machten Masken und Sicherheitsabstände ein Vergessen schwer. In ein Fitness-Studio zu gehen erschien einigen Befragten noch zu riskant. Manche meinten, sie hätten vergessen, wie Normalität aussieht, andere fragten sich, ob sich jemals wieder Normalität einstellen würde. Besonders schlimm traf es die jüngsten Teilnehmer*innen. Sie sprachen am deutlichsten aus, dass das Leben für sie nicht wieder normal geworden sei: nicht, solange man Masken tragen, sich ständig testen lassen und Angst vor einer Ansteckung haben müsse. Wenn sie sich einen Film anschauten, so erzählten sie, ertappten sie sich dabei, nach den Masken in den Gesichtern der Schauspieler*innen zu suchen. Und dass Menschen nun wieder beisammen im Lokal saßen, schien sie mehr zu irritieren als zu freuen. Fast als ob sie wirklich ein wenig vergessen hätten, wie Normalität aussieht. Mit den Erwachsenen teilen sie die Zaghaftheit und Skepsis darüber, ob es bald wieder ein Leben ohne Einschränkungen geben werde. Und selbst jene Teilnehmer*innen, die optimistisch sind, befürchten, dass nicht alle in den Genuss der „neuen“ Normalität kommen werden, nämlich dann, wenn ihre finanziellen Mittel nicht reichen.

„Jetzt weiß man gar nicht mehr, wie es eigentlich mal gewesen ist.“ (EPU_C)

„Mittlerweile auch, wenn ich irgendwie einen Film schaue oder so, denke ich mir manchmal wo sind die Masken.“ (Gruppe lacht) – „Es ist wirklich so.“ – „Aber ja. Also es ist schon in den Köpfen, denke ich, jetzt festgeprägt.“ (FG_Jung)

„Bei uns in Linz kann man wieder fortgehen, und Restaurants haben offen. Aber es ist einfach jetzt so komisch, wenn man draußen so Leute sitzen sieht ohne Maske. (...) Es fühlt sich einfach so komisch an, dass das es wieder so aussieht wie davor, weil es

einfach-. Also das Corona hat sich über so einen langen Zeitraum gezogen, und jetzt auf einmal wieder so Lockerungen und alles, und da ist das einfach voll komisch dann, an solche Sachen vorbeizugehen.“ – „Voll.“ – (...) – „Es ist urkomisch.“ (FG_Jung)

„..., dass ich jetzt eigentlich vor ein paar Tagen das erste Mal gemerkt habe, dass so ein Gedanke kam: Wird das noch einmal kommen oder wiederkommen?“ – „Ja, stärker als jemals zuvor.“ – „Ja, wahrsch-. Ich hoffe, ich hoffe.“ (FG_EPU)

Für eine Gruppe scheint die Normalität in besondere Ferne gerückt zu sein: für die **Armutsbetroffenen aus Wien**. Sie berichteten von einem Alltag, der ungleich komplizierter und anstrengender geworden war: Einkaufen, die Schule, Amtswege, medizinische Untersuchungen oder Besuche im Spital. Die Details dazu durchziehen den folgenden Bericht.

3.2 Arbeit – langsamer Tod und trügerische Sicherheit

„Weil ich im Verkauf nicht mehr aktiv akquirieren kann. (...) Mir bricht nicht nur die alte Geschäftsgrundlage weg, sondern auch die neue. Und das ist jetzt mit die Ursache dafür, dass ich mental einzubrechen anfangen, weil ich ja sehe, wohin das-. Das ist so, wie wenn du langsam stirbst.“ (EPU_B)

Die Arbeit war im Sommer 2020 für knapp die Hälfte der Teilnehmer*innen (15 von 32) der Lebensbereich gewesen, der ihnen infolge der ersten Monate Pandemie inklusive erstem Lockdown am allerwichtigsten erschienen ist. Dieses Mal galt das gerade einmal für 5 von 39 Personen (13 %). Und das, obwohl eine eigene Fokusgruppe mit **Arbeitslosen** stattfand, **die während der Pandemie ihre Jobs als unselbstständig Erwerbstätige verloren hatten**. Und wirklich kommen 3 der insgesamt 5 Nennungen aus dieser Diskussionsrunde, und zwar von Teilnehmern, die keinen fixen Arbeitsplatz in Aussicht haben und außerdem auf dem Arbeitsmarkt (aufgrund ihres Alters oder der Kombination von Migrationsgeschichte und niedriger Qualifikation) eine schwache Position haben: von einem 58-jährigen Eventmanager, der im März 2020 zuerst in Kurzarbeit und dann in die Arbeitslosigkeit geschickt wurde, einem 55-jährigen Bäckermeister, dessen Arbeitgeber im April 2020 die Backstube schloss (angeblich war nicht die Pandemie daran schuld, was die gekündigte Belegschaft nicht recht glauben will) und von einem seit 20 Jahren in Wien ansässigen, aus Pakistan stammenden Taxifahrer. Den restlichen drei Teilnehmern*innen war die Arbeit bzw. Arbeitslosigkeit zum Zeitpunkt der Diskussion nicht (mehr) im gleichen Maß wichtig: nämlich der ebenfalls schon seit 20 Jahren in Österreich lebenden Serbin, die einen fixen Teilzeitjob als Haushälterin in

der Tasche hatte (mit Option auf Vollzeitstellung, sobald wieder Touristen*innen in die Ferienwohnungen ihrer neuen Arbeitgeber kommen), dem 48-jährigen EDV-Spezialisten, der nach einer AMS-finanzierten Schulung eine Stelle in der öffentlichen Verwaltung mit Arbeitsbeginn Juni erhalten hatte, und dem 35-jährigen Akademiker aus der Ukraine, der in mehrfacher Hinsicht aus der Runde herausfällt: Der Jüngste mit dem höchsten Bildungsabschluss (Studium in Deutschland) hatte im Dezember 2020 einen schon seit einer Weile gehegten Plan spontan verwirklicht, indem er mitten in der Corona-Krise seinen gut bezahlten Arbeitsplatz aufgab, weil er sich über eine Personalentscheidung geärgert hatte. Zum Zeitpunkt der Fokusgruppe war er in einer vom AMS finanzierten Schulung und hatte sich noch nicht ernsthaft um einen neuen Job bemüht.

Der Lebensbereich Arbeit hat bei den restlichen in der Studie erfassten Personengruppen im Vergleich zu anderen Aspekten des Lebens – dieser Zusatz ist wichtig – massiv an Bedeutung verloren. Am klarsten zeigt sich das bei den selbstständigen **Künstlern*innen**, die im Sommer 2020 fast ausschließlich über ihren Beruf und die häufig prekären Arbeitsbedingungen gesprochen hatten. Die Arbeit bzw. die erzwungene sechsmonatige Arbeitspause waren zwar auch im Juni 2021 ein wichtiges Thema, das aber von den psychischen Belastungen deutlich ausgestochen wurde. Alle Teilnehmer*innen hatten nach dem völligen Stillstand des ersten Lockdowns dann im Sommer und Herbst 2020 einige Auftritte bzw. Aufträge gehabt, ab November waren alle Kulturstätten aber wieder geschlossen und blieben dies, ohne dass die Dauer a priori bekannt gewesen wäre, für sechs Monate. Das führte dazu, dass diesmal der Kulturbetrieb nicht völlig ruhte, sondern hinter den geschlossenen Türen weiter geprobt wurde, um bei einer allfälligen Öffnung eine neue Produktion parat zu haben. Doch die Öffnung wurde immer wieder verschoben, manchmal äußerst kurzfristig, was von allen Teilnehmer*innen als psychisch belastend beschrieben wurde. Das ist nicht das einzige Problem des ständigen Wartens: Die Künstler*innen waren durch Verträge an die Produktionen gebunden. Sie konnten sich also nicht anderweitig verpflichten und zB eine völlig andere Beschäftigung suchen. So wurden sie fast ins staatliche Unterstützungssystem gezwungen, wenn sie nicht den Verlust des Engagements – oder sogar den Ausstieg aus dem geliebten Beruf insgesamt – riskieren wollten.

„Dieser Theaterdirektor (...) ist ein sehr hartnäckiger und sehr optimistischer Mensch. Das heißt, er hat beinahart jedes Mal nur einen Monat verschoben. Also bei jeder Lockdown-Verlängerung hat er nur einen Monat verschoben. (...) Und jetzt fangen wir wirklich an, kommenden Sonntag.“ – „Nervenerfetzend, oder?“ (FG_Kunst)

„Man hat ja Verträge, Anstellungen oder freiberuflich (...). Es war ja eben nicht so, dass man gesagt hat: Na gut, ich weiß jetzt, ich habe 8 Monate nichts und muss die jetzt überbrücken und kann derweil mir eine Auszeit nehmen und mein Erspartes ausgeben und eine Weltreise machen oder ein Kurzstudium oder was weiß ich was. Sondern es war ja eben ein Hanteln von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, wo du nicht gewusst hast, wie es weitergehen wird. Ich habe überraschenderweise auch im letzten Herbst sehr viel Glück gehabt und in Paris eine Produktion von „Messias“ gemacht, und in der Schweiz mit einer Sondergenehmigung noch im Oktober. Da bin ich fix davon ausgegangen eigentlich, dass das nicht stattfinden wird, und es war dann doch. Aber hätte ich gesagt: Na ich werde jetzt Billa-Kassier, dann hätten die gesagt: Na hören Sie, wir haben aber Verträge, Sie können doch nicht jetzt sagen, Sie sitzen an der Billa-Kasse.“ (Kunst_A)

Exkurs: Arbeit im Kulturbereich über einem sozialen Netz mit Löchern

Die prekären Arbeitsbedingungen freiberuflich tätiger Künstler*innen wurden durch die Corona-Krise allgemein sichtbar und waren auch in unserer Vorgängerstudie Thema. Umso überraschter waren wir, dass wir diesmal nur mit Mühe eine Fokusgruppe zusammenbrachten. Warum war den Künstlern*innen das Prekäre ihrer Existenz nach einem halben Jahr Lockdown nicht mehr wichtig? Die Antwort war bald gefunden: Die staatlichen Corona-Hilfen, die im Sommer 2020 noch in heftiger Kritik gestanden waren, griffen inzwischen so gut, dass sich prekär lebende Kulturmachende ökonomisch besser fühlten als im normalen Leben, kam doch das nach wie vor geringe Einkommen nun wenigstens regelmäßig und sicher aufs Konto. Die Höhe der Gagen wurde in der Diskussionsrunde zwar auch diesmal beklagt, spielt aber trotzdem eine untergeordnete Rolle, denn erneut zeigte sich, dass sich viele Kulturmachende vor dem März 2020 nicht bewusst gewesen waren, wie prekär sie de facto arbeiten. Das gilt etwa für die Teilnehmerin, die regelmäßig in bedeutenden klassischen Orchestern spielt und schon im Vorjahr mitdiskutiert hat, oder den jungen Bass-Bariton, der als Solist im Off-Operntheater und als Chorist bei großen Produktionen mitwirkt. Doch der Kulturbereich ist vielfältig: Eine andere Instrumentalistin, die im Jazz zu Hause ist, verzeichnete sehr wohl Einkommenseinbußen. Die Erklärung ist einfach: Während die Orchestermusikerin als Substitutin in der Wiener Staatsoper 89 Euro pro Abend verdient, zahlt die Jazz-Musikerin jedem ihrer Band-Mitglieder mindestens 300 Euro abendlich.

„Mir ist es eigentlich die letzte Zeit ziemlich gut gegangen, dadurch dass ich vorher schon sehr prekär gelebt habe als Musikerin, die Gagen sind ganz furchtbar. (...) Dadurch, dass ich jetzt von der SVA regelmäßig Geld bekommen habe, wo ich gewusst habe, es war zwar nicht-, also ich habe wenig Miete. Es ist sich irgendwie ausgegangen. Ich habe noch ein bisschen was dazuverdient, meine Eltern haben was gegeben. Das war mehr Sicherheit als ich vorher gehabt habe.“ (Kunst_C)

„Es ist eigentlich total deprimierend, (...) wenn man dann sagt: Ja also, ich kriege jetzt im Schnitt da einen Tausender von denen im Monat. Und die Leute sagen: ‚Jessas, a Wahnsinn, na bitte, du Armer. Na und das geht sich irgendwie aus?‘ Wo man dann sagen muss: ‚Du, sonst habe ich auch nicht mehr, nur muss ich es auch noch versteuern.‘ Also das sagt man dann nicht, weil man will sich ja nicht noch kleiner machen. Aber mir ist durch diese Krise erst bewusst geworden, dass ich eigentlich arm bin. (...) [Ich] hatte nie das Gefühl arm zu sein. Ich habe noch nie mir irgendwas großartig verkneifen müssen.“ (Kunst_A)

Ein Aspekt, der bei der letzten Studie schon angesprochen worden war, stand diesmal mehr im Mittelpunkt: die schlecht greifende Sozialversicherung der Künstler*innen. Äußerst schlechte Erfahrungen mit dem AMS machte zum Beispiel eine Opernsängerin mit ungarischem Akzent, die normalerweise im Sommerhalbjahr in einem Ensemble angestellt ist, das klassische Konzerte für Touristen*innen anbietet. Da die Sommersaison 2020 für sie völlig ausfiel, war sie so lange arbeitslos, dass sie aus dem AMS-Angebot für Künstler*innen (Team 4) herauskippte – und vom „normalen“ AMS telefonisch den Vorschlag erhielt, sich doch einen Job als Putzfrau zu suchen.

„Da ich mich nicht abgemeldet habe ein halbes Jahr, habe ich die Betreuung von Team 4 verloren. Und dann kam ich dann so plötzlich zu einer ganz normalen Betreuerin, das war für mich total neu. Und die Anrufe, also wenn man sowieso verunsichert ist und man sich ein bisschen so angeschlagen fühlt – es hat geheißen wirklich: Jetzt schicken wir Sie putzen. Mit diesen Wörtern. Und natürlich das spielt auch eine Rolle, dass ich einen Akzent habe und so, da haben sie es nicht eingeschätzt. Aber ich habe kämpfen müssen, also ich habe dann die Vorgesetzte anrufen müssen und gesagt: (...) Wir waren bei den Festspielen beschäftigt (...) Schauen sie mal hin. Dann habe ich meine zwei Diplome hingeschickt, ja. Und dann wollte sie noch immer nicht begreifen. (...) Da fühlt man sich so wirklich so total entmachtet.“ (Kunst_E)

Im Vergleich zur Vorgängerstudie kam es zu einem Rollentausch: Nicht mehr die Künstler*innen konzentrierten sich im Gespräch auf ihre Arbeit bzw. den Wegfall der Arbeit, sondern die **Ein-Personen-Unternehmer*innen**, mit denselben heftigen Emotionen in der Diskussion, wie sie letztes Mal die Kunst-Gruppe geprägt hatten. In der EPU-Gruppe saßen bis auf eine Ausnahme ältere, etablierte Unternehmer*innen, die normalerweise gut verdienen und wohl nicht die kritischen Geister sind, die man klischeehaft in der Kunstszene vermuten mag. Doch die heftigste Kritik an den Maßnahmen zur Corona-Eindämmung bzw. deren möglichen sozialen und wirtschaftlichen Folgen kam von ihnen – ohne dass diese Befragten die Existenz des Virus leugnen würden oder ins rechtsextreme Eck eingeordnet werden könnten. Das Eigenartige der Situation wurde in der Diskussion sogar thematisiert: „Dass so ein kleiner Bürger wie ich plötzlich zum Revoluzzer wird, ist ungewöhnlich“, meinte ein 63-jähriger Tourismus-Fachmann aus Wien, der an anderer Stelle auch den Grund dafür lieferte: „Die Gefühlslage ist einfach, dass die Bedrohung bei uns nicht das Virus war, sondern die wirtschaftliche Situation.“ (EPU_D).

Allen teilnehmenden EPU war durch die Pandemie die „Geschäftsgrundlage entzogen“ (EPU_B) worden, wie es ein Unternehmens- und Sicherheitsberater aus der Steiermark ausdrückte, nur das Tempo, in dem dies geschah, unterschied sich. Ihm entglitten im Lauf der Pandemie die Kunden*innen langsam, weil sie durch langfristige Verträge an ihn gebunden gewesen waren. Sein Arbeitsaufwand stieg gleichzeitig, weil er die Firmen bezüglich der „pausenlosen Verordnungen“ (EPU_B) beriet. Er konnte weder neue Kundschaft akquirieren (da er dazu den persönlichen Kontakt zB im Wirtshaus braucht), noch neue Angebote entwickeln (weil er vielfach direkt in den Firmen vor Ort arbeitet), was die Zukunftsaussichten beträchtlich trübt. Dieser „langsame Tod“ (EPU_B) war aber die Ausnahme in der Runde: Der Tourismus-Fachmann konnte mit März 2020 auf einen Schlag nicht mehr arbeiten. Ähnlich erging es einer Therapeutin aus Salzburg, die alle Workshops und Projekte absagen musste, die sie auf selbstständiger Basis anbietet. Die Marktfahrerin, die als einzige in der Runde schon vor der Corona-Krise in Armut gelebt hatte, wurde vom ersten Lockdown voll getroffen, danach wurden zwar Wochenmärkte wieder abgehalten, nicht aber die lukrativeren saisonalen Märkte oder Festivals im Sommer.

Was den EPU (genauso wie den Künstlern*innen) zusetzte, war nicht nur die Länge der Pandemie, sondern auch die kurzfristig verkündeten Verlängerungen des Lockdowns, die sie ebenfalls als „**Hinhalten**“ und psychisch belastend empfunden haben. Was diese beiden Gruppen außerdem eint (und von den anderen unterscheidet): die Suche nach **alternativen Arbeitsmöglichkeiten** und damit Geldquellen, die aber doch etwas mit dem eigentlichen

Tätigkeitsfeld zu tun haben. Wie schon in der Vorgängerstudie bot das Internet einen möglichen Ausweg: Die Marktfahrerin versucht, ihre Produkte online zu verkaufen, und ist dabei, eine eigene Marke zu entwickeln, die sie in Zukunft auch am eigenen Stand verkaufen möchte. Der Opernsänger trat zuerst kostenlos im Garten auf, übersiedelte dann ins Internet und erbat Spenden; schließlich wurde daraus ein Kabarett-Programm, das er auch live aufführt. Die Gartenkonzerte der Jazz-Musikerin hingegen hatten vor allem sozialen Charakter, und da sie befürchtete, auf Dauer die Kunst im wahren Wortsinn zu entwerten, stellte sie diese Auftritte ein. Die Regieassistentin begann, entgeltlich Förderansuchen für andere Künstler*innen zu schreiben. Der Tourismus-Fachmann erinnerte sich an eine alte Projektidee, die in der Schublade geschlummert hatte, und versucht jetzt, sie umzusetzen; auch hier spielt das Internet eine Rolle. Und die Therapeutin gestaltet ein Kinderbuch. Die Ideen sind zwar meist aus der Not geboren, haben aber durchaus Zukunftspotential.

„Das Motto heißt: Du bist erst tot, wenn du kein Projekt mehr hast, man muss so, wie die Frau [EPU_C] gesagt hat, sich umschaun nach Neuem.“ (EPU_D)

„Jetzt habe ich halt im Hintergrund versucht, eine eigene Marke aufzubauen mit eigener Produktlinie und so weiter. Aber das ist halt wirklich ein Großprojekt, wo ich jetzt eigentlich schon seit einem halben, dreiviertel Jahr dran bin, dass ich das langsam in die Gänge bringe und das dann auch Hand und Fuß hat. Das kommt halt nicht über Nacht.“ (EPU_C)

„Bei mir war es auch am Anfang der Krise so, ich habe dort auch Gartenkonzerte gemacht. Dann habe ich mir gedacht: Naja, ich kann nicht ewig gratis das machen. (...) Dann habe ich das sein gelassen. Dann habe ich Zuschriften gekriegt: Warum machst du nichts mehr? Habe ich gesagt, ja ich kann nicht ewig für nix arbeiten. Ich muss mir Strategien überlegen. Und dann habe ich das ins Internet verlegt. Dann haben Leute freiwillig gespendet. Dann ist draus ein Kabarettprogramm entstanden. Über das Thema Corona. Was ich dann auch ein paarmal live zwischen den Lockdowns aufführen konnte.“ (Kunst_A)

In den beiden Fokusgruppen mit den **schon lange Armutsbetroffenen** gab es eine einzige Teilnehmerin, die einen regulären Job suchte, eine weitere, die als Working Poor arbeitet, und eine dritte, die im geschützten Bereich für Menschen mit besonderen Bedürfnissen tätig ist. Alle anderen sind entweder in Pension (6 von 12 Personen) oder gelten offiziell als nicht bzw. eingeschränkt arbeitsfähig (3 Personen). Die arbeitssuchende Alleinerzieherin beklagte, dass sie angesichts der Anstrengungen, die ein Leben mit zwei schulpflichtigen

Kindern in der Corona-Krise mit sich gebracht habe, kaum dazu gekommen sei, einen geringfügigen Job zu suchen, vor allem da sie sich aufgrund ihrer Maskenbefreiung ständig testen lassen müsste. Außerdem habe sie den Eindruck, dass die Bezahlung für die regulären Jobs, für die sie sich bewarb, niedriger sei als vor der Corona-Krise, verbunden allerdings mit höheren Ansprüchen, zB der ständigen Erreichbarkeit per Handy.

„Das Nächste ist: Verdienst. Weil du suchst Arbeit, (...) es wird argumentiert, ja wir haben jetzt die Krise. Sage ich: Um das Geld kann ich, tut mir leid, nicht arbeiten gehen. Davon kann ich meine Lebenshaltungskosten nicht einmal decken. (I: Das heißt, wenn man einen Job kriegt, ist der schlechter bezahlt als vorher?) Viel schlechter. 40 Prozent weniger. (I: Das heißt, du hättest Angebote gehabt?) Ja, ich hatte drei Vorstellungsgespräche online und habe dann jeweils gesagt, Teilzeit ist okay, aber davon hätte ich nicht leben können. Wie soll ich bitte davon zwei Kinder ernähren?

Das war Thema in meinem letzten Vorstellungsgespräch. Da hat sie mich gefragt: Würden Sie sich auch bereit erklären, das Handy mit nach Hause zu nehmen? Sage ich: Ja schon, wird das abgegolten? Nein, nein, das ist dabei. Es wird nicht bezahlt, es wird vorausgesetzt.“ (Wien_B)

In den Fokusgruppen mit den schon lange von Armut Betroffenen waren also im Vergleich zum Vorjahr weniger Personen vertreten, die dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen. Das ist wohl ein Grund dafür, dass die Arbeit diesmal nicht so sehr im Mittelpunkt der Diskussionen stand. Trotzdem nominierten zwei Teilnehmerinnen die Arbeit – eigentlich mehr die erzwungene Arbeitspause – als dominantes Problem während der Pandemie. Die beiden älteren Frauen konnten während der Lockdowns ihrer Tätigkeit nicht nachgehen: Für die aus Afghanistan geflüchtete Schneiderin, die ihren geringfügigen Job im März 2020 eingebüßt hatte, ging es ums Geld; von den rund 730 Euro, die sie und ihr Mann im Monat erhalten, ist ein Leben in Linz kaum bestreitbar. Der Pensionistin hingegen, die in einer betreuten Wohngemeinschaft lebt und Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen unterstützt, fehlten die sozialen Kontakte und die Tätigkeit an sich.

„Mir ist es beim Lockdown ab 17. November teilweise relativ schlecht gegangen. Ich muss sagen, ich habe eine Woche vorher (...) wieder einen Toten in der Wohnung gefunden gehabt. War dann natürlich froh, dass ich die Einrichtung gehabt habe mit meinen teilweise vier Tagen zum Arbeiten draußen, weil das ist für mich das zweite Mal jetzt ein Schock gewesen. Ich habe es ja schon einmal erlebt gehabt vor Jahren. Bin dann am 17. November noch arbeiten gegangen. (...) Am Nachmittag kriege ich ein

SMS, die Leute aus einer (...) Wohngemeinschaft vom Chancengleichheitsgesetz dürfen nicht mehr arbeiten. Das hat jetzt genau sechs Monate gedauert. (...) Das war schon hart. Wie mich meine Betreuerin von draußen angerufen hat: Du darfst wieder arbeiten gehen, war das für mich-. Mir haben sie dann in der Früh in der WG gesagt: Du, dir sieht man die Freude so richtig an.“ (Linz_F)

Ähnliches berichteten andere armutsbetroffene Befragte, die normalerweise geringfügig arbeiten, zB die Verkäuferin einer Straßenzeitung und die Mitarbeiterin eines karitativen Second-Hand-Geschäfts. Auch sie thematisierten nicht den Einkommensverlust, den die Sozialhilfe auffing, sondern ihr Bedürfnis, der Enge der eigenen vier Wände, dem Streit mit dem Partner oder der Gegenwart der alten, kranken Eltern ein wenig zu entkommen. Dass sie nicht arbeiten konnten, ging ihnen an die psychische Substanz (siehe auch Kapitel 3.5).

3.3 Finanzen – Ersparnisse aufbrauchen oder im Mist stierln

„Ich habe immer schon geschaut, wo gehe ich hin einkaufen? Aber jetzt ist es fast ein Ding der Unmöglichkeit geworden, mit dem Geld auszukommen, irgendwie zurechtzukommen.“ (Wien_A)

Ein Blick auf die finanzielle Lage der Befragten nach 15 Monaten Pandemie gibt Aufschluss darüber, wer genügend Ressourcen hat, um die lange Zeit durchzuhalten und wie gut die staatlichen Hilfen (für EPU und Künstler*innen) bzw. das normale Sozialsystem (für „neue“ Arbeitslose und Langzeit-Armutsbetroffene) funktioniert haben. Zum Vergleich: Im letzten Jahr gewannen wir Erkenntnisse darüber, welche Personengruppen einen plötzlichen und zum Teil vollständigen Einkommensausfall kurzfristig gut überstehen können und welche dies nicht schaffen. Wir konnten feststellen, dass in derartigen Situationen (davor teilweise versteckt bestehende) prekäre Arbeitsverhältnisse umgehend sichtbar werden. Die finanzielle Lage schien diesmal entspannter zu sein, was einerseits ein gutes Zeugnis für die Corona-Hilfen (siehe dazu Kapitel 4) und das Sozialsystem gibt, andererseits einen Hinweis darauf liefert, dass manche mit der neuen Situation umzugehen gelernt haben. Es gibt aber auch Lebens- und Arbeitskonstellationen, die durch die Dauer der Pandemie zu schweren finanziellen Engpässen geführt haben. Das gilt insbesondere für die EPU, aber auch für manche Künstler*innen und Armutserfahrenen.

In keiner anderen Fokusgruppe empfanden die Teilnehmer*innen ihre finanzielle Lage (übrigens auch mit Blick auf die Zukunft) nur annähernd gleich bedrohlich wie die EPU. Zwei

Teilnehmer*innen (die unterschiedlicher nicht sein könnten) erklärten, ihre angespannte materielle Situation habe die Zeit der Pandemie dominiert. Die junge Marktfahrerin, die 12 der letzten 15 Monate ohne Einkommen und ohne staatliche Corona-Hilfen leben musste, war mit zwei Kindern obdachlos und konnte nicht einmal Nahrungsmittel regulär kaufen, sondern beschaffte sich diese kostenlos durch Mitarbeit in einem Sozialmarkt. Erst nach einem vollen Jahr trafen die ersten Corona-Hilfsgelder auf ihrem Konto ein, und die finanziellen Sorgen verschwanden mit einem Mal. Inzwischen hat sie eine Wohnung und schmiedet Pläne für ihre unternehmerische Zukunft. Doppelt getroffen durch die Corona-Krise wurde die Familie des älteren Fachmanns für den gehobenen Tourismus: Er hatte von einem Moment auf den anderen gar kein Einkommen mehr und konnte nichts zum Budget des gutbürgerlichen Haushalts beitragen, in dem auch zwei jugendliche Söhne wohnen. Seine 50-jährige Frau, die 10 Jahre lang an einer der Top-Gourmet-Adressen Wiens gearbeitet hatte, verlor als ältere und daher vergleichsweise teure Arbeitskraft ihren Job: „Zwischendurch konnte man nicht kündigen. Aber dann hat man die erste Gelegenheit ergriffen, um Geld zu sparen“. (EPU_D) Auch wenn die Lage dieser Familie nicht so dramatisch war wie jene der Marktfahrerin, reichte offenbar das Geld nicht aus: so sehr, dass der 15-jährige Sohn anbot, sein Sparschwein zu schlachten. Durch die ruhigen und witzigen Wortmeldungen des Teilnehmers schimmert immer wieder die Verzweiflung der Familie durch. Erleichterung kam durch die staatliche Corona-Hilfe, auch wenn sie nur die Fixkosten von Haushalt und Unternehmen deckt, sowie durch einen neuen Job der Ehefrau.

„Meine Frau ist 50, und (...) wenn man das real sieht, würde man sagen, sie findet nie wieder einen Job jetzt. In der Branche [Gastronomie] gar nicht. Aber es ist eben, (...) aufgeben tut man einen Brief. Ich glaube, das ist das Thema: der philosophische Zugang zu der Krise. Sie hat jetzt wieder einen Job, verdient mehr mit weniger Zeitaufwand. Es gibt auch immer eine Chance bei solchen Krisen. Die muss man halt-, ein bisschen Glück braucht man dazu natürlich, keine Frage. (...) Die Flexibilität muss man halt mitbringen.“ (EPU_D)

Die anderen EPU sehen im Geldmangel nicht ihr größtes Problem während der Pandemie, hatten und haben aber ebenfalls mit der finanziellen Enge zu kämpfen: Die Therapeutin, die auf das Einkommen aus einem schlecht bezahlten 18-Stunden-Job im Sozialbereich zurückgeworfen wurde (ohne Chance auf staatliche Corona-Hilfe), sowie der steirische Unternehmensberater, dessen Geschäft langsam und stetig eingebrochen ist und der aktuell jeden Tag, wie er es selbst ausdrückt, finanziell ums Überleben kämpft.

So aufgewühlt und besorgt wie diesmal die EPU waren letztes Jahr die **Künstler*innen**. Die Sicherheit und Regelmäßigkeit der – objektiv gesehen – niedrigen staatlichen Hilfen hatten den beiden prekär arbeitenden Freischaffenden ein bescheidenes, aber beruhigtes Leben gebracht, das jedoch, wie der Opernsänger meint, keine Zukunftsperspektive habe und in dem er sich zunehmend nicht wertgeschätzt fühlt. Die Regieassistentin erzählte, dass es vielen prekär arbeitenden Künstlern*innen in ihrem Bekanntenkreis derzeit finanziell ähnlich gehe, manchen sogar besser als vor der Corona-Krise.

„Natürlich ist es gut, wenn man sagt: Na gut, ich habe jetzt, auch ohne einen Auftrag zu haben, monatlich irgendein Fixum, mit dem ich die Miete zahlen kann. Aber du weißt erstens, das ist nicht für immer. Und man kommt sich eben immer mehr nivelliert vor.“

(Kunst_A)

Die normalerweise gut verdienende Jazz-Musikerin hatte trotz des deutlich geringeren Einkommens keine finanziellen Probleme, auch weil ihr Mann (ebenfalls Musiker) durch seine Lehrtätigkeit ein fixes Einkommen hat, das dem Haushalt, in dem noch einer der Söhne wohnt, ein sicheres Fundament gab. Ihre Bedenken betrafen die Zukunft: Sie habe durch die erzwungene Untätigkeit wertvolle Monate bei der Anrechnung auf die Pension verloren. Von den Teilnehmern*innen, die arbeitslos gemeldet sind, sprach nur die Regieassistentin die finanzielle Lage an. Sie bekomme sehr wenig Geld vom AMS, da sie nur einen Teil ihrer Arbeit unselbstständig gemacht habe, ihr Einkommen sei also definitiv geringer, was das letzte Jahr finanziell zu einem „totalen Horror“ (Kunst_D) gemacht habe. Der Schauspieler in der Runde konnte (geringfügig beschäftigt) via Zoom ab Herbst wieder unterrichten und so seinen AMS-Bezug aufbessern.

In den beiden Diskussionsgruppen der Armutsbetroffenen nahm die finanzielle Lage unterschiedlich viel Platz ein: Während in Linz, auch auf ausdrückliche Nachfrage, nur die aus Afghanistan geflüchtete Frau erklärte, seit dem Verlust ihrer geringfügigen Beschäftigung mit dem Geld nicht auszukommen, waren die Finanzen in der Wiener Gruppe buchstäblich von der ersten bis zur letzten Wortmeldung immer wieder ein heftig diskutiertes Thema. Es ging dabei zwar deutlich mehr um die Ausgaben als um die Einnahmen, die sich aber bei den beiden Alleinerzieherinnen durchaus verringert hatten, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Der einen ging das Einkommen aus ihren geringfügigen Arbeiten ab, mit der sie die Notstandshilfe normalerweise aufstockt, bei der anderen hatte die Kürzung der Unterhaltszahlungen für den 14-jährigen Sohn bedrohliche Auswirkungen. Der Vater des Kindes ist selbst Opfer der Corona-Krise: Er arbeitet als Taxifahrer und kann als Folge der Einkommensausfälle die Unterhaltszahlungen nicht mehr voll leisten. Dieser Abschlag von 190

Euro monatlich bedeutet für Mutter und Sohn, dass sie mit 13 Euro pro Tag auskommen müssen: für Essen, Kleidung, Schule, Sport und alles andere, was man in Alltag und Haushalt braucht.

„Ich bekomme für zwei Personen 730 Euro. Das ist zu wenig. Miete und Strom und Fahrkarte, das alles ist 550 Euro. 170 Euro bleibt mir, das ist zu wenig zum Leben. Ich habe einen Job gefunden – ich bin Schneiderin von Beruf –, und das war von einem kleinen Geschäft 200 Euro für jedes Monat, das passte für mich. Aber danach kommt Corona, und das Geschäft war zu, und dann ich konnte nicht arbeiten.“ (Linz_D)

„Bei mir ist so der Absturz gekommen, bei mir sind die Unterhaltszahlungen um 190 Euro gekürzt worden, für meinen 14-jährigen Sohn, ich kriegen 50 Euro Unterhalt. Wir leben derzeit von 13 Euro am Tag, also ein 14-jähriges Kind und ich, wenn ich die Fixkosten abziehe. Ich gehe eben Teilzeit arbeiten, habe 1.100,- Euro Einkommen. Ich muss selber Unterhalt zahlen für meine Tochter, ich habe ca. 600 Euro Fixkosten, bisschen mehr. Es geht sich nicht mehr aus. (...) Was mir jetzt so zu schaffen macht, ist, ich habe keine Ahnung, wie ich überlebe. (...) Es gibt kein Auffangen in der Situation. (I: Und dass der Unterhalt gekürzt worden ist, hat mit Corona zu tun?) Jaja klar, weil der ist Taxifahrer und hat keine Aufträge mehr. Das ist Folge von Corona. Die Kürzung ist, weil der Vater kein Einkommen mehr hat.“ (Wien_C)

Bei dieser Working Poor zeigt sich ein Muster besonders klar, das in den Diskussionen mehrfach beschrieben wurde: Die pandemiebedingten finanziellen Probleme einzelner Personen oder Unternehmen wirken auf andere weiter und bringen diese in einer Art Kettenreaktion ebenfalls in Geldschwierigkeiten: Der Einkommensverlust des Taxifahrers wirkt auf seine Ex-Frau und den gemeinsamen Sohn weiter; jener der teils selbstständigen Therapeutin aus Salzburg führt dazu, dass sie den in Deutschland studierenden Sohn nicht mehr unterstützen kann; die Umsatzausfälle der Kunden des steirischen Unternehmensberaters haben zur Folge, dass diese ihn nicht mehr beauftragen können, was wiederum sein Unternehmen – und damit seine Existenz – gefährdet.

Für die Vorgängerstudie gelang es nicht, eine Diskussionsgruppe mit Menschen zusammenzustellen, die in der Corona-Krise ihre Jobs verloren hatten. Wir vermuteten damals, dass unsere Erhebung für diese Zielgruppe der „neuen“ **Arbeitslosen** zu früh angesetzt sei. Noch, so lautete unsere Hypothese damals, reiche der AMS-Bezug jener Arbeitnehmer*innen, die vor ihrem Jobverlust einen guten Durchschnittsverdienst gehabt hatten; noch könnten sie auf ihre Ersparnisse zurückgreifen, um den Lebensstandard zu halten und Sonderausgaben

zu tätigen; das werde sich aber bis ins Frühjahr 2021 ändern. Unsere Annahme war gleichzeitig richtig und falsch, wie die diesmal zustande gekommene Fokusgruppe mit „neuen“ Arbeitslosen zeigt. Jene Hälfte der Teilnehmer*innen, die vor der Corona-Krise ein vergleichsweise hohes Einkommen gehabt hatte, erzählte einhellig, dass der AMS-Bezug ausreiche und keine Abstriche beim Lebensstandard notwendig geworden seien. Der Logistik-Fachmann aus der Ukraine erhält rund 1.400 Euro Arbeitslosengeld, das er durch eine geringfügige Beschäftigung als Essensauslieferer auf dem Fahrrad aufbesserte, was ihm viel Spaß machte und „tolle Haxen“ (AMS_B) bescherte. Der Eventmanager hatte vom alten Arbeitgeber nach wie vor ein geringfügiges Einkommen. Auf diese Weise habe er kaum weniger Geld, aber sehr viel mehr Freizeit zur Verfügung. Auch der EDV-Experte erklärte, unter der Krise nicht gelitten zu haben. Diese drei Männer (ohne Kinder im Haushalt) sind sehr weit von jeder Armutsgefährdung entfernt und werden – im Gegensatz zu unserer Annahme – in absehbarer Zeit wohl nicht in ihre Nähe kommen. Anders ging es den restlichen Teilnehmer*innen an dieser Fokusgruppe: Die alleinstehende Haushälterin bezog 880 Euro vom AMS, der ebenfalls als Single lebende Bäckermeister (aufgrund seines durchbrochenen Berufswegs) rund 700 Euro. Der alleinverdienende Taxifahrer aus Pakistan stockte sein Arbeitslosengeld durch Leistungen aus der Wiener Mindestsicherung auf, um die Ehefrau und vier Kinder zu erhalten. Die Gruppe der „neuen“ Arbeitslosen ist also geteilt, in jene die durch ihr gutes Einkommen aus Vor-Corona-Zeiten gut abgesichert durch die Krise kamen, und jene, die davor in niedrig bezahlten Jobs tätig gewesen waren und durch die Krise in finanzielle Enge geraten sind. Wenig überraschend finden sich darunter Menschen mit Migrationsgeschichte und niedrigem formalen Bildungsabschluss – der Bäckermeister und seine Lebensgeschichte bilden die Ausnahme.

„Ich persönlich habe jetzt unter dieser Krise überhaupt nicht gelitten.“ (AMS_C)

„Ich habe eigentlich von März letzten Jahres bis Februar eigentlich null Einbußen gehabt, denn Kurzarbeit, diese zehn Prozent minus oder was. Bin jetzt auch noch geringfügig bei [Arbeitgeber] wieder angestellt. Ich komme also mit dem AMS und mit geringfügig ein bisschen unter das Niveau, das ich vorher hatte. Also muss aber, unter Anführungszeichen, wesentlich weniger arbeiten auch. Das heißt, es hat sich für mich die Situation, sage ich jetzt einmal bis jetzt, bis zum jetzigen Zeitpunkt entweder gleich oder von der Freizeit her verbessert. Hört sich blöd an, ist aber so.“ (AMS_D)

„Eigentlich kriegt man genug Geld vom AMS. Nebenbei habe ich angefangen beim [Lieferservice] zu arbeiten. Das Job gefällt mir, weil da kann ich abnehmen, wirklich, und Restaurants kennenlernen. (...) Finanziell, wie gesagt, geht es mir gut, mir reicht

das Geld. Okay, ich plane Hochzeit, ich bin verlobt. Aber meine Freundin verdient auch.“ (AMS_B)

Die beiden älteren, gut gestellten „neuen“ Arbeitslosen sprachen einen Punkt an, den sie für ihre bessere finanzielle Situation mitverantwortlich machen: ihre **Ersparnisse**, die sie schon früh anzulegen begonnen haben. Damit riefen sie den Protest des Taxifahrers hervor, der sich angegriffen fühlte und betonte, dass er keinerlei Möglichkeit habe, Ersparnisse anzulegen: nicht in der Vergangenheit und schon gar nicht in der Krise. Sie erhielten aber auch eine Bestätigung aus der Praxis – und damit auch wir, denn eine unserer Hypothesen hatte im Vorjahr gelautet, dass ein finanzieller Polster bei der finanziellen Bewältigung von Krisenzeiten ausschlaggebend sein kann: Der Haushälterin reichte der AMS-Bezug lange Zeit so sehr nicht aus, dass sie nicht einmal Schokolade für ihre Enkelkinder kaufen konnte. Erst als ein gebundenes Sparguthaben frei wurde, ging es ihr besser.

„Ich habe Mindestsicherung, auch wenig. Ich kann nichts sparen. (...) Für mich ist es schwer, weil ich allein verdiene mit vier Kinder zu Hause, und dann ist es zu Schwierigkeiten gekommen in diese Zeit, Corona-Zeit. Ich habe kein Geld gespart.“ (AMS_F)

„Ich habe vier Enkelkinder. Ich konnte nicht Schokolade kaufen für meine Enkel. (...) Ich hatte ein Sparkonto in der Bank. Die Bank hat es für mich positiv gemacht, dann habe ich im April sechs Jahre Sparkonto bekommen. *[Die Teilnehmerin erhielt Zugang zu einem gebundenen, über sechs Jahre angesparten Guthaben.]* Jetzt ist es anders. Bis April war es sehr schwierig zu zahlen. Miete, Strom, Gas. Da bleibt nichts.“ (AMS_E)

Die bei weitem **beste finanzielle Absicherung in der Krise** bot also ein AMS-Bezug infolge eines gut bezahlten unselbstständigen Jobs in der Vergangenheit. EPU mit einem ähnlich hohen Einkommen haben es deutlich schlechter. Die stabilisierende Kraft einer gut bezahlten unselbstständigen Erwerbstätigkeit zeigt sich auch bei jenen Teilnehmern*innen, für die das unselbstständige Einkommen des Partner oder der Partnerin das Fixum darstellt, das die eigene (mehr oder weniger schlechte) Situation milderte. Dies zeigte sich nicht nur bei der Jazz-Musikerin und dem Tourismus-Fachmann (dessen Familie es durch den Jobverlust der Ehefrau noch einmal schwerer hatte), sondern auch in der Vorgängerstudie, zB bei einem selbstständigen Reisebegleiter, der seine Wohnung nur noch mit Hilfe der unselbstständig tätigen Partnerin bezahlen konnte. Eine Anstellung bzw. ein AMS-Bezug schützt jedoch dann nicht vor Armut, wenn der Job, den man verloren hat, schlecht bezahlt war.

Um akute Armutsbetroffenheit festzumachen, ist ein Blick auf das, was an **Ausgaben** möglich ist, fast noch aufschlussreicher als jener auf die Einnahmen, das zeigte sich in der Vorgängerstudie deutlich. Im letzten Jahr gab es drei Fokusgruppen mit Menschen, die lange Armutserfahrung hinter sich haben: in Wien, Graz und Salzburg. In allen drei Diskussionen wurde von Preissteigerungen als Folge der Corona-Krise erzählt. Die Inflationsraten gaben damals noch keine Hinweise auf eine bemerkenswerte Erhöhung der Preise, und auch die anderen Teilnehmer*innen an der Studie gaben auf ausdrückliche Nachfrage an, nichts davon bemerkt zu haben. Inzwischen sind die Preissteigerungen statistisch belegt.² Am frühesten aber wurden sie von Menschen wahrgenommen, die jeden Cent dreimal umdrehen müssen. Unserer qualitativen Studie war es gelungen, den Trend festzumachen, bevor er quantitativ messbar wurde.

Das Ergebnis aus dem Vorjahr erfuhr diesmal eine bemerkenswerte Fortsetzung: In der Linzer Fokusgruppe mit Armutsbetroffenen waren die Preise kaum Thema, in der Wiener dafür umso mehr. Schon in der ersten Wortmeldung, die von einer niederösterreichischen Teilnehmerin kam, die beim letzten Mal nicht dabei gewesen war (also den Diskurs nicht kannte), wurden die steigenden Preise in die Diskussion eingebracht und von den anderen mehrmals und heftig bestätigt. Dies betreffe vor allem Lebensmittel, aber zB auch Energie sowie Mobiltelefon- und Internetverbindungen, war zu hören. Die Befragten haben den Eindruck, dass manches auch schon vor der Corona-Krise teurer geworden war, dass die Pandemie die Entwicklung aber angetrieben habe. Die immer engere finanzielle Lage, an der die allgemein hohen Wohnkosten einen hohen Anteil haben, macht ihnen Angst.

„(I: Ihr habt den Eindruck, dass das in diesem vergangenen Jahr noch weiter gegangen ist, seit wir uns das letzte Mal getroffen haben?) Absolut. – Ganz schlimm ist es bei Elektroniksachen geworden, also ein neues Handy oder ein neues Laptop sind nicht leistbar. – (...) egal wo du hinschaust, egal, es geht so schleichend.“

Die Nahrungsmittelpreise steigen, steigen, steigen (...) – Steigen ständig. Von Woche zu Woche, von Monat zu Monat muss man schon fast sagen, immer um ein paar Cent nur, aber am Ende des Tages ist das bei einem Euro mehr.“ *(FG_Wien)*

„Ich habe schon letztes Jahr eine Nachzahlung von fast 500 Euro gehabt, Energiekosten, und kann mir das nicht einmal erklären, weil da hat der Lockdown, der erste,

² Siehe: https://www.statistik.at/web_de/statistiken/wirtschaft/preise/index.html.

gerade begonnen gehabt. Ich habe dort angerufen und habe gesagt: Hören Sie, ich weiß nicht, vielleicht ist mein Zähler kaputt, das gibt es nicht.“ (Wien_B)

„Ich habe auch Angst irgendwie, weil ich denke mir, der Wohnraum ist nach wie vor das Teuerste im Leben mit Abstand. (...) Eine Gemeindewohnung mit 40 m² kostet 400 Euro Miete jetzt. Dann kommt aber noch Fernwärme dazu, Strom dazu, und du brauchst Internet und womöglich eine Haushaltsversicherung. Dann kommt noch die Öffi-Jahreskarte dazu. (...) Unter 600 Euro Fixkosten gibt es kein Leben, selbst auf 40 m². Das ist das Allerallerbilligste. Bei 50 m² hast einen Hunderter mehr. Und es geht sich nimmer aus. Es geht nimmer.“ (Wien_C)

Außerdem wurde beklagt, dass die Corona-Krise neue und zusätzliche Kosten verursache; das übrigens nicht nur in der Wien Gruppe, sondern quer durch alle Diskussionen, allerdings nur von Armutsbetroffenen oder -gefährdeten: Homeschooling und Home-Office hätten zu höherem Energieverbrauch geführt und damit die ohnehin hohen laufenden Kosten fürs Wohnen noch einmal angetrieben; das Arbeiten zu Hause sowie die Verlegung vieler Arbeitswege in die Online-Welt hätten die Anschaffung einer kostspieligen digitalen Ausstattung nötig gemacht; die lange Zeit zu Hause sei häufig mit Essen und Knabbern zugebracht worden, was sich nicht nur auf das Körpergewicht, sondern auch auf die Geldbörse negativ ausgewirkt habe. Für manche waren die Masken ein wichtiger Kostenfaktor, vor allem wenn sie Schulkinder hatten oder die teuren FFP3-Masken tragen mussten. Warum sie nicht die kostenlose Abgabe von Masken in Sozialmärkten und bei anderen Sozialeinrichtungen genutzt haben, bleibt offen.

„Ich habe 400 Euro Stromnachzahlung gehabt, das habe ich noch nie gehabt. (...) Home-Office, die ganze Zeit rennen zwei Computer, man heizt mehr.“ (Wien_C)

„Wir haben auch viel mehr Ausgaben gehabt, weil jeder den ganzen Tag daheim ist. Und auch zum Beispiel mehr gegessen hat, weil einem langweilig war oder sowas. Und das war mit die Ausgaben dann so, dass wir auch viel mehr gebraucht haben wegen Corona.“ (Jung_G)

„Jetzt ist das jüngste Kind 14 Jahre. Also muss unbedingt Handy haben. Ich habe kein Geld.“ (AMS_F)

„Mein Sohn muss, wenn er in der Schule ist, zwei Masken haben. Ja, zwei Stunden. Und ich merke das selber, ich lasse meine trocknen, und nach zwei Tagen Tragen,

auch nur stundenweise, das reicht, ich kriege lauter Pusteln drunter. Ich brauche eine frische Maske. (...) Die Masken gehen voll ins Geld. Ich meine, wenn ich 13 Euro am Tag habe, und dann (...) 2, 3 Euro ausgeben muss nur für die Scheißmaske.“ (Wien_C)

Obwohl das Einkommen der armutsbetroffenen und -gefährdeten Teilnehmer*innen (mit Ausnahme jenes der alleinerziehenden Working Poor, die weniger Unterhalt für ihren Sohn bekommt) unverändert geblieben war, reicht das Geld bei den Frauen aus der Wiener Gruppe nicht mehr aus, um den ohnehin bereits niedrigen Lebensstandard aufrecht zu erhalten: Statt im Supermarkt müssten sie im Sozialmarkt einkaufen, was zu hören. Das bedeute mehr Aufwand und vor allem Lebensmittel von so schlechter Qualität, dass die Gesundheit leide. Um dem zu entgehen, machen manche Brot und Nudeln mittlerweile selbst, was aber wiederum mehr Hausarbeit bedeutet.

„Ich muss im Sozialmarkt einkaufen gehen. Also ich muss. Früher bin ich hingegangen und habe halt Brot gekauft, weil Brot so teuer ist, ein gutes Vollkornbrot kostet, weiß ich nicht, Vermögen. Aber jetzt muss ich dort alles kaufen, ich kann nicht mehr überleben. (...) Ich fahr dort mit dem Fahrrad 20 Minuten hin, und dann warte ich eine halbe Stunde, Stunde und dann kaufe ich ein, hoffe immer, dass es alles gibt, was genießbar ist für uns. Dann fahr ich wieder zurück, ist extrem zeitaufwändig auch. (...) Ich nehme zu, weil das Essen minderwertig ist. Was du im Sozialmarkt kriegst, das würde ich sonst nicht kaufen, weil das ist überwiegend von großen Konzernen gespendetes Fertigfutter, das würde ich nicht kaufen. Ganz selten, dass einmal Gemüse dabei ist. (...) Wir haben alle möglichen Erdäpfelgerichte gekocht, weil es beim Türken 10 kg Erdäpfel um 1 Euro gegeben hat. Das haben wir wochenlang gegessen und waren urglücklich. Aber die Erdäpfel waren eine Scheißqualität. (...) Wir essen halt dann wirklich nichts anderes, ich habe Erdäpfelbrot gebacken.“ (Wien_C)

„Man kann nicht alles kaufen, was man früher vielleicht gekauft hat. Und wie du sagst, der Lebensstandard hat sich jetzt noch einmal runtergesetzt. Weil ich kaufe schon Dinge, die ich früher nicht gekauft hätte.“ (Wien_B)

„Ich habe mich nicht getraut, Essen kaufen, weil ich nicht gewusst habe, ob ein Geld hereinkommt. Ich meine, das ist etwas Schiaches, weil Gesundheit ist mir sehr, sehr wichtig, und auch gesunde Ernährung. (...) Im Endeffekt habe ich mir dann ein Jahr lang Essen aus dem Sozialmarkt geholt, wo ich mitgeholfen habe. (...) Das wollte ich nicht wirklich wahrhaben, dass ich mich wirklich nicht traue, Essen zu kaufen. Ich habe

es auch gesundheitlich gemerkt, ich glaube, ich habe in der Zeit jetzt zehn Kilo zugenommen, ich habe gesundheitlich extrem abgebaut.“ (EPU_C)

Dramatisch ist die Entwicklung bei einer Mindestpensionistin, die ihr Essen zum ersten Mal in ihrem Leben teilweise aus der Bio-Mülltonne holt, auch wenn es sie krank macht:

„Ich habe das Glück, dass ich drei riesige Biotonnen in der Nähe von meiner Wohnung habe, und ich das aus dem Mist hole, das Essen, teilweise, nicht alles. Aber oft aus dem Mist hole. Ja, meistens geht es gut, aber manchmal geht es nicht gut. Ich habe viel mehr Erkrankungen, also Brechdurchfall oder so etwas (...) habe ich recht oft, weil ich eben irgendein Klumpert erwische im Mistkübel. Das habe ich [früher] nie gemacht, warum hätte ich in den Mistkübeln Essen suchen sollen?“

Bei der sogenannten Mindestpension bleibt das Geld ja gleich. Ich habe ja nicht weniger wie vorher. (...) Mir ist schon vorher nicht viel übrig geblieben. (...) Ich bin Hochrisikopatientin, bin lungenkrank, meine Maske kostet 8 Euro. 8 Euro, das musst du dir auf der Zunge zergehen lassen. Ich muss die aber haben, das ist eine FFP3 Maske. Ich brauche mindestens eine Maske pro Woche. (...) Das sind 32 Euro im Monat nur für Masken. Ich meine 32 Euro, das ist wirklich arg viel Geld; und das, was wir vorher gesagt haben, dass die Preise für Lebensmittel gestiegen sind. (...) Ich kaufe keine Milchprodukte mehr, die sind einfach durch die Bank zu teuer. Das einzige, was man wirklich (...) kaufen kann, das sind so (...) Industrieprodukte, diese bearbeitete Fertignahrung aus dem Packerl. (...) Das würde ich im Leben nicht kaufen. (...) Ich backe mir mein Brot selber, weil wenn ich es selber backe, kostet mich ein Kilo Brot 50 Cent. Ich mache mir auch die Nudeln inzwischen selber, weil das auch billiger ist, und weil ich dann weiß, was drinnen ist.“ (Wien_D)

3.4 Ausgangs- und Kontaktbeschränkungen – Leben im Freien und in der Online-Welt

„Mein Alltag war am Handy zu sein, und Fernsehen, das war eigentlich alles. Und essen.“ (Jung_G)

Dass die Ausgangs- und Kontaktbeschränkungen des ersten Lockdowns das psychische Wohlbefinden jener Menschen stark beeinträchtigt hatten, die von Armut bedroht oder be-

troffen sind, wurde in der Erhebung des vergangenen Jahres so offensichtlich, dass Lock-down und Psyche gemeinsam in ein Kapitel kamen. Diesmal ist dieser Zusammenhang nach wie vor massiv gegeben, trotzdem präsentieren wir die beiden Aspekte getrennt. Einerseits ist im Privatleben der Umgang mit den Beschränkungen vielfältiger geworden, und das wollten wir aufzeigen. Andererseits aber haben diesmal auch andere Faktoren in hohem Maß auf das psychische Wohlbefinden gewirkt (zB Arbeit, finanzielle Lage oder Homeschooling).

↪ Exkurs: Die Angst vor der Infektion

Die Angst vor einer Infektion mit dem Corona-Virus ist ein Angelpunkt im individuellen Umgang mit den Maßnahmen zur Pandemie-Bekämpfung und damit auch für das psychische Wohlergehen. Wer Angst hat, fühlt sich nicht nur schon allein deshalb schlecht, sondern neigt auch zur Übererfüllung der Vorschriften: verlässt also die eigenen vier Wände besonders selten und schränkt die sozialen Kontakte extrem ein, was in der Regel wiederum negative Auswirkungen auf die Psyche hat. Hinzu kommt eine Art Fixierung auf das Thema, die immer weiter in die Angstspirale führt, gefördert durch das häufige Alleinsein, das verhindert, dass man mit anderen Formen des Umgangs mit dem Virus konfrontiert wird.

„Die sozialen Kontakte nach außen, (...) ja, das beruhigt auch, wenn man mit Leuten diskutiert.“ (EPU_D)

„Das Thema Corona, ich habe dann einfach immer angefangen zu singen: Nur noch Kurkuma, kein Corona. Irgendwann muss ja das Thema-. Ich wehre mich dagegen, im Freundeskreis das Thema Corona immer noch die ganze-, weil wir müssen jetzt damit leben. Es ist, wie es ist. Also die ganze Zeit nur über Corona, Corona und wie gefährlich es ist. (...) Ich habe Freundinnen, die haben so eine Panik geschoben, die haben wirklich gesagt, Schuhe ausziehen, weil jetzt haben die irgendwie gehört, (...) dass dieses Virus auf den Schuhen bleibt. Da habe ich gesagt: Du, wenn ich jetzt auf die Straße gehe, kann es sein, dass wir uns morgen nicht mehr sehen, weil ich überfahren werde. Und ich war nie bereit, mich auf diese Angst einzulassen.“ (EPU_A)

Manche der Teilnehmer*innen erklärten, gar keine Angst zu haben, darunter die klare Mehrheit der Jugendlichen und alle EPU. Die meisten schienen vorsichtig, bei einigen war gehöriger Respekt, in Ausnahmen auch wirklich Angst spürbar, zB in der Gruppe der Künstler*innen. Sie erläuterten ihr Missbehagen: Bei Proben

und Aufführungen seien Sicherheitsabstände realistischerweise nicht einzuhalten, es werde aber laut gesungen und gesprochen, wodurch ein Ansteckungsrisiko gegeben sei. Die Opernsängerin erklärt das Dilemma: Gesundheit und Fitness seien Voraussetzungen für ihren Beruf, insbesondere wenn man nicht mehr ganz jung sei. Aus Angst sich anzustecken, habe sie aber sogar aufs Joggen verzichtet, ins Fitness-Studio traue sie sich noch immer nicht. Sie hoffe, diesen Rückschlag noch einmal aufholen zu können.

Besonders hart traf die Angst einige armutsbetroffene Teilnehmer*innen mit Migrationserfahrung, etwa die Haushälterin aus Serbien, die am Freitag vor dem ersten Lockdown gekündigt wurde, nach diesem Schock auf dem Weg nach Hause in Panik im leergeräumten Supermarkt stand und zu Hause in Tränen ausbrach. Sie spricht selbst mehrfach wörtlich von „Panik“. Als sie dann tatsächlich an Covid-19 erkrankte, hatte sie Todesangst.

„Dann gehe ich ins Geschäft, dort noch mehr Panik, haben keine Lebensmittel, alles weg, Toilettenpapier war aus, wirklich. Dann ich komme nach Hause und ich habe geweint. (...) Wie ich habe Corona bekommen habe, ich habe Test gemacht und nach zwei Tage bekomme Ergebnis. Meine Tochter ist gleich gekommen. Ich dachte, ich bin tot. Ich habe sehr Angst bekommen. (...) Ich habe telefonisch bekommen Antwort. Und hat mir gesagt, Sie sind positiv, mein Herz ist so... Ich habe gedacht an meine Familie. Ich habe fünf Enkelkinder. Das war eine Katastrophe.“

(AMS_E)

Es geht aber nicht nur um die eigene Angst: Wer mit Menschen zusammenlebt, die Angst haben, wird in die Spirale hineingezogen, auch wenn er oder sie nie Angst entwickelt. Das galt zum Beispiel für die vier Kinder eines arbeitslosen Taxifahrers aus Pakistan: Er und seine Frau gingen einmal wöchentlich einkaufen, kamen nach Hause und steckten die Kleidung, die sie eben getragen hatten, sofort in die Waschmaschine. Die Kinder durften nur in Begleitung der Eltern aus dem Haus: für eine kleine Runde in der Umgebung. Wenn ihnen jemand begegnete, wechselten sie die Straßenseite. Die Familie versuchte mit einfachen Mitteln, das Virus draußen zu halten und sich zu schützen, indem sie zB nur warmes Essen und viel Tee zu sich nahmen und außerdem inhalierten, da sie gehört hatten, dass das Virus von Wärme getötet werde. Der Mann hatte Angst und fühlte sich schutzlos, angesichts dessen, dass es kein Medikament gegen die Erkrankung gibt und die

Wohnung so klein ist, dass die Infektion eines Familienmitglieds die Ansteckung der anderen wohl herbeiführen würde.

„Wir waren auch ganz eingepackt. Keiner draußen. Nur ich und meine Frau, wir gingen am Samstag einkaufen. Eine Stunde, dann kommen, duschen, Kleidung in Waschmaschine (E: Das ist nicht richtig.) Ganz eingepackt, nicht mehr rausgegangen. Kinder hatten deswegen so psychische Probleme. Die ganze Zeit zu Hause, zu Hause. (...) (I: Ist das noch immer so?) Jetzt nicht. (I: Wie lange hat das gedauert, dass Sie die Kinder so-?) Ab März war ich zu Hause eingesperrt, die ganze Familie, acht oder neun Monate. (...) Ich habe immer den Kindern gesagt, (...) da ist keine Medikamente für solche Dinge. Was machen wir, wenn ich krank werde? Und wenn ich es bekomme, wir haben nicht so große Wohnung, dass du könntest allein ein Zimmer benutzen. (...) Wenn es einer bekommt, dann wir alle krank werden. Deswegen muss man aufpassen. (...) Wir haben viel Tee getrunken. (A: Das bringt nichts.) Nur warme Speisen, nur warme Speisen (...), weil ich habe gehört, dieses Virus ist kalt. Und dann ich habe diese Wasser zudecken. (A: Inha-liert.) Ja. Mit warmen Wasser (...) So viel hören, Kopf kaputt machen.“ (AMS_F)

Quasi in der Situation der Kinder des Taxifahrers befand sich auch ein Künstler, dessen Partner Forschungsergebnisse aus aller Welt las, die alle zu belegen schienen, wie unzureichend die in Österreich ergriffenen Maßnahmen zur Pandemie-Eindämmung waren. Unterschiedliche Bildungsniveaus, aber dieselbe Angst – und sehr ähnliche Konsequenzen: Beide Männer verlangten von sich selbst und jenen, die sie lieben, völlige Abschottung und Vermeidung jeglicher sozialer Kontakte. Der Künstler erzählte von Streit und Extremsituationen, etwa dass er ein neues, eben in der Apotheke gekauftes Schmerzmedikament verstecken habe müssen.

„Ich war bei meinem Freund. Ich habe dann natürlich niemanden getroffen. Ich war weg weit vom Schuss am Land. Und wenn ich in Wien war, dann musste ich ihm wieder versprechen, dass ich gar nichts riskiere, dass ich nicht einmal einkaufen gehe, sondern in Quarantäne bleibe in der Wohnung. Weil sonst hätte ich nicht wieder zurückdürfen in sein Haus. Weil das ja nicht hundertprozentig ist, die Maske und so. (...) Ich habe auch niemanden getroffen jetzt nach einem Test oder sowas oder beim Spaziergehen, weil das hätte ich auch gar nicht dürfen. (...) Das ist bis heute ein Konflikt. Weil ich will bis heute nur erfüllen, und er will übererfüllen und will alle Restrisiken ausschließen, die es laut den allerneuesten Studien vom MIT in Boston und so weiter gibt. All diese Restrisiken. Restrisiken

trotz Antigentest, trotz PCR-Test, trotz Impfung, trotz Distancing und so weiter. Alle diese Restrisiken. Und ich kann nicht dagegen argumentieren, weil er hat die Studien gelesen dazu. Ja, ich kann nicht sagen: Scheiß dich nicht an, er kann immer zitieren, wie wirklich das Restrisiko ist. Mir ist es wurscht. Aber ich kann nicht sagen: Wir ignorieren es. (...) Ich hatte mal starke Schmerzen in der Zeit erster Lockdown und musste mich wirklich heimlich in die Apotheke schleichen, weil es durfte niemand wissen, dass ich das Risiko eingehe, persönlich in die Apotheke zu gehen. Also schon mit Maske, aber die ist ja nicht hundertprozentig. Und also wirklich lächerlich. Lächerlich! Und dann habe ich ein Medikament nicht gut genug versteckt. Dann hat mein Freund das in einem Küchenkastl gesehen: Woher hast du das? Das war vorher nicht da! Ist es aufgefliegen, dass ich mich heimlich in die Apotheke geschlichen habe.“ (Kunst_B)

Ausgangsbeschränkungen

Im Rückblick war der erste Lockdown kurz: 4 Wochen streng (19. März bis 14. April), dann schrittweise immer lockerer bis Ende Mai. Unsere erste Erhebung fand deutlich später, im Juli und August, statt, der Lockdown war den Befragten aber immer noch präsent, ebenso die (vor allem psychischen) Nachwirkungen. Inzwischen gab es zwei weitere strenge Lockdowns mit verschiedenen Stufen davor, dazwischen und danach, die je nach Arbeits- und Lebenssituation für manche auch zu einem einzigen sechs Monate dauernden Lockdown verschmelzen konnten: zB für die Künstler*innen oder Menschen, die in betreuten Wohneinrichtungen leben. Unsere Auswertung zeigt, dass die längere Dauer gemeinsam mit anderen Faktoren dazu geführt hat, dass der erste Lockdown anders wahrgenommen wird – und auch auf andere Weise befolgt wurde – als die Maßnahmen, die ab dem Herbst 2020 gesetzt wurden. Es gibt zwei Gruppen, die quasi die Extreme darstellen (mit vielen Variationen dazwischen): eine, die den ersten Lockdown in guter Erinnerung hat, als eine Art Urlaub, und dann ab Herbst zu leiden begann, und eine zweite Gruppe, die den ersten Lockdown furchtbar fand und daraus bewusst Lehren zog, mit denen sie die folgenden Lockdowns anders und nach eigenem Empfinden besser überstehen konnten. Gleichzeitig ging das anfangs enorme Interesse am Pandemie-Geschehen und an den gesetzten Maßnahmen bei vielen verloren.

„Der erste Lockdown hat mir eigentlich überhaupt nichts gemacht, das war mehr Erholung.“ (Linz_G)

„Der Lockdown von einem halben Jahr, das war schon das Schwierigste. Ich habe mich trotzdem auch sehr viel ins Zimmer zurückgezogen. Und das ist bei mir ein Zeichen, dass es mir psychisch nicht gut geht“ (Linz_F)

„Ich muss sagen, der erste Lockdown war schlecht, der hat mich wirklich runtergezogen. Aber von da an habe ich mir gedacht: Mich könnt's moscherln, mich könnt's kreuzweise gern haben. Ich lasse es mir nicht gefallen, ich gehe kreuz und quer, ich benutze die Öffis, es ist mir scheißegal. Und von dem Moment an war es vorbei.“ (Wien_D)

„Der erste Lockdown, da sind wir schon zu Hause geblieben. Und das war die Hölle. Also das war ein Horror. Da habe ich die Kinder nur mehr vor den Fernseher setzen können, damit ich ab und zu mal ein bisschen Ruhe habe.“ (EPU_C)

„Es gab noch eine andere Sache, die ich dann an mir beobachten konnte. (...) Beim ersten Lockdown habe ich ganz genau Vorstellungen mir gemacht, wie kann ich mich und meine Familie schützen, was muss ich machen? Das war so aktiv, jetzt tue ich etwas, ich will nicht krank werden und so. Und dann mit der Zeit war schon alles irgendwie dann auch innerlich ganz egal: was angesagt worden ist, was die angebliehen Maßnahmen sind, was mich betrifft. Also man war dann irgendwie so aufgelöst. – Man verliert auch den Überblick. – (...) Es hat sich ja oft im nicht einmal Wochenrhythmus etwas geändert, noch öfter. Ich habe auch dann bei mir gemerkt, am Anfang war es doch so, wahrscheinlich ist es uns doch allen so gegangen, jeden Tag du sitzt und schaut Nachrichten oder hörst im Radio die Nachrichten und verfolgst das. Man hat ja dann immer mehr gemerkt, man kommt in diese Blase hinein, weil man dann überlegt, (...) Darf ich das überhaupt oder bin ich jetzt ein Hochrisikogebiet oder bin ich nur Risikogebiet? (...) Das kreist dann so um sich selbst, dass du dann ja eigentlich dich nur mehr mit Corona beschäftigt hast. Und irgendwann, glaube ich, war für die meisten der Punkt, wo du dann sagst, du wirst wahnsinnig, wenn du nur zu Hause sitzt und dich nur mit diesem Thema beschäftigst.“ (FG_Kunst)

Es kamen viele negative, aber auch positive Auswirkungen der Lockdowns zur Sprache. Die negativen hingen meist mit der Schwierigkeit zusammen, die sozialen Kontakte aufrecht zu erhalten (siehe Seite 41) und Sport zu betreiben (siehe Kapitel 3.6). Der Wegfall von Freizeit- und Erholungsmöglichkeiten hat jene, die Beruf oder auch Freiwilligenarbeit nachgehen konnten, auf die Arbeit beschränkt, was von den Betroffenen als belastende Gleichförmigkeit beschrieben wird. Wer es gewohnt gewesen war, viel zu reisen, hat(te) es ebenfalls

schwer. Die Möglichkeit, mehr Zeit mit der Familie zu verbringen oder sich den Alltagsverpflichtungen und dem Konsumdruck zu entziehen, aber auch die Ruhe in der Stadt wurden mehrheitlich positiv empfunden.

„Ich bin eigentlich ein sehr humorvoller Mensch. Und trotzdem bin ich da wirklich an meine Grenzen gestoßen, weil dieses nur in die Arbeit und wieder zurück und in die Arbeit. Und ich bin auch jemand, der Schwimmen geht, ja, Hallenbad und Sauna ... Gerade (...) im Sozialbereich, wo du wirklich deine Auszeiten brauchst.“ (EPU_A)

„Ich bin das (...) Alleinsein gewöhnt, aber ich muss ehrlich sagen, ich habe immer denselben, mir ist es selbst aufgefallen, immer denselben Weg, jede Woche. Also das ist wie das Hunderl, das Gassi geht, und treffe immer dieselben Leute.“ (Wien_E)

„Das habe ich schon lange nicht gehabt, dass ich so lange zu Hause .. Ich bin sonst 180 Tage im Jahr auf Achse. Also das ist für mich das Furchtbarste. (...) Das fehlt mir, aber auf der anderen Seite hat man so viel Zeit zu Hause. Das ist auch positiv.“ (EPU_D)

„Dass ich irgendwie nicht verpflichtet bin, in irgendwelche Café zu gehen und ständig zu konsumieren, dass man ständig was kaufen muss und tun. (...) Es ist irgendwie doch eine Entspannung da, dieses nicht immer überall teilnehmen müssen.“ (Kunst_E)

„Ich finde es toll, dass es weniger Leute gab in Wien. Man konnte so toll mit dem Fahrrad fahren und spazieren gehen, wo die ganze Stadt leer war, außer Polizistenauto, das war herrlich. Vor dem Stephansdom, wir saßen und es gab fünf Minuten, wo kein einziger Mensch außer uns vor dem Stephansdom war. Das war sehr romantisch, finde ich.“ (AMS_B)

📌 Schwerpunkt Jugend: Alltag im Lockdown

Sprechende Bilder vom **Alltag im Lockdown** – sie vermitteln Monotonie, Trägheit und zunehmende Langeweile – kamen in der Diskussion der **Jugendlichen** auf. Zu Hause habe das Leben aus Homeschooling, Handy und Videospiele bestanden, aus Schlafen, Essen, Fernsehen und Streamen, im besseren Fall auch aus Trainieren, im schlechteren aus einem Übermaß an Online-Shopping. All dem versuchten manche der jungen Leute zu entkommen, indem sie möglichst viel Zeit mit den Freunden draußen verbrachten; doch auch das wurde mit der Zeit langweilig – und war keinesfalls immer entspannend, denn stets musste man auf

der Hut vor der Polizei sein und vor ihr auch regelmäßig weglaufen. Wie belastend dies war, zeigte sich an der Reaktion auf meine Frage, wie es ihnen eigentlich aktuell gehe. Strahlend und wie aus der Pistole geschossen hieß es lapidar, wie nun einmal die Wortmeldungen in dieser Runde waren: „Besser“.

„Man hat halt bis vier höchstens Unterricht. Dann räumt man bisschen auf, dann ist es schon spät. Dann sitzt man, isst, schaut Fernsehen. So Alltag, immer das Gleiche.“ (Jung_I)

„Ich war immer draußen. War auch fast nie zu Hause. Und wenn ich zu Hause war, war ich eigentlich nur im Bett.“ (Jung_K)

„Es war recht zach. (...) Wir konnten eigentlich einfach draußen gar nichts machen außer nur reden. Oder picknicken. Aber das haben wir sehr oft gemacht. Das wird dann nach einer Zeit nicht mehr so schön. (...) Wir wollten eigentlich gerne so zu Restaurants gehen oder Clubs. Aber das konnten wir dann nicht mehr.“ (Jung_B)

„Ich habe immer online geshoppt, weil mir langweilig war. Jetzt habe ich kein Geld. Jetzt muss ich warten, bis der nächste Lohn kommt. (...) Davor, ich habe ja Sport getrieben, so fünfmal am Tag, so eine Stunde. Danach habe ich einfach normal gezeichnet oder Filme geschaut auf Netflix. Freunde angerufen oder, wenn ich mich einsam gefühlt habe, bin ich einfach mal ins Wohnzimmer gegangen.“ (Jung_B)

Der erste Lockdown hat Menschen mit langer Armutserfahrung besonders hart getroffen, das brachte die Erhebung im letzten Jahr deutlich zu Tage: Sie hielten sich (insbesondere weil sie die hohen Strafen bei einem Vergehen fürchteten) strenger als alle anderen an die Ausgangsbeschränkungen. Manche verließen das Haus nur fürs Einkaufen; ihre sozialen Kontakte beschränkten sich dann auf die Kassierinnen im Supermarkt. Auch wenn das für die weiteren Lockdowns nicht mehr im gleichen Maß galt, wurden Probleme mit der Polizei auch diesmal ausschließlich von Armutsbetroffenen oder -gefährdeten erwähnt: von Teilnehmer*innen in der Linzer Gruppe und einigen Jugendlichen, die ja alle in sozial benachteiligten Haushalten (in Wien und Linz) wohnen und außerdem häufig einen Migrationshintergrund haben. Es scheint sich also, wenn auch deutlich abgeschwächt, fortgesetzt zu haben, was schon die Vorgängerstudie zeigte: Bei Personen, deren Äußeres sich von der Mehrheit unterscheidet, sei es aufgrund ihrer sozialen Lage oder ihrer Herkunft, achtete die Polizei mehr auf die Einhaltung der mit dem Lockdown verbundenen Vorschriften. Und noch

eine Spur des ersten Lockdowns war bei den Armutsbetroffenen, zumindest bei jenen aus Wien, geblieben: Einige von ihnen verstehen den Lockdown nach wie vor wörtlicher, als er jemals verordnet war, was sich darin zeigt, dass sie alle, die sich (wohlgemerkt regelkonform) im Freien bewegen, zu Rechtsbrecher*innen erklären – sich selbst eingeschlossen.

„Ich gehe zwar einkaufen, das ist das Einzige, dass ich wenigstens ein paar Leute sehe, ich gehe regelmäßig einkaufen jeden Tag, obwohl ich nicht immer etwas brauche, aber irgendetwas. (...) Das ist das Einzige, wo ich rauskomme.“ *(Linz_A)*

„Treffen mit Leuten, ja im Schillerpark, dass du dich zusammengestellt hast, aber dann war schon wieder die Gefahr, dass die Polizei kommt, dass sie dich strafen, wenn du zu nahe beieinander gestanden bist.“ *(Linz_B)*

„Kein Mensch hält sich daran. Und da draußen hat kein Mensch außer mir Trottel eine Maske auf, niemand. Die joggen, die fahren mit dem Rad wie die Wahnsinnigen. Gestern war ich in Grinzing (...) Bergeweise Menschen, alle ohne Maske, alle picken so aneinander, keine Abstände, nix. Den Berg sausen die mit den Mountainbikes runter wie die Wahnsinnigen, die haben eine Aerosolwolke, die Aerosolwolke ist hinter ihnen 30 Meter lang. Der Jogger, der rennt dort, der keucht wie ein Irrer, der hat ebenfalls eine Aerosolwolke, die ist auch 20 km lang. Aber das interessiert keine Sau, und mich interessiert es jetzt auch nicht mehr. So, und jetzt geht es mir gut.“ *(Wien_D)*

„Wo ich wohne, das ist ein Randbezirk von Wien im Westen, da hat sich keiner an einen Lockdown gehalten. Da waren die Kinder unterwegs und haben gespielt, die Radfahrer sind stehengeblieben und haben miteinander geredet.“ *(Wien_E)*

Kontaktbeschränkungen

Fast alle **sozialen Kontakte, die im gewohnten Alltagsleben einfach geschehen**, wurden mit einem Mal durch die Maßnahmen der Pandemie-Bekämpfung gekappt, das beschreiben die Befragten für verschiedene Zusammenhänge: zB für die Erwerbsarbeit, die sehr häufig entweder wegfiel oder durch Home-Office ersetzt wurde; für die Freiwilligenarbeit, die meist ausgesetzt oder rudimentär ins Internet verlegt wurde; für die Bekanntschaften, die Eltern von schulpflichtigen bzw. in Sportvereinen aktiven Kindern gewöhnlich pflegen; für das Plaudern beim Einkaufen, im Fitness-Studio, beim schnellen Kaffee oder Steh-Achterl im Stammlokal. Wie wichtig diese unkomplizierten und für die meisten ganz automatisch bestehenden Kontakte sind, merkten die Befragten erst ab den Beschränkungen des

Herbst 2020; im ersten Lockdown scheint das noch nicht aufgefallen zu sein. Manche merkten es, weil ihnen diese Kontakte fehlten, andere, weil sie die Kontakte aufrecht erhalten konnten, wie die freiwillige Helferin in einer Obdachloseneinrichtung, der es nach eigener Einschätzung aufgrund dieser Tätigkeit in der Corona-Krise besser ging als den anderen Arbeitsbetroffenen in der Wiener Runde.

„Es fällt der ganze Elternverein, die ganzen Schulaktivitäten weg; Fußball, weil man geht halt dann schon Match anschauen und spricht mit den anderen Eltern.“ (Wien_C)

„Wir wohnen sehr abgeschieden. Wir sind gute 5, 6 km vom Zentrum einmal weg und aus verschiedenen Gründen mit den anderen Siedlern fast keinen Kontakt. Also eben wenn wir einkaufen gehen oder mal wieder wo Mittag essen geht, dass man sich mit jemanden unterhält. Das sind unsere Verbindungen. (...) Man hat manche Kontakte gar nicht so pflegen können. Und wenn man schon, so wie es zB schon mit meinem Partner ist, ausgegrenzt ist, dann, sagen wir beim Einkaufen, man konnte fast nicht mit den Leuten reden, oder dann einmal sagen, setzen wir uns wo auf einen Kaffee zusammen. Das tut dem ganzen Innenleben auch nicht gut.“ (Linz_E)

„Zum Lockdown: Ich habe weniger gelitten, weil ich dort [Obdachloseneinrichtung] eben engagiert bin und das Glück habe, natürlich, klar. Ich meine, ich tue ja auch was, ich bin dreimal die Woche dort, den ganzen Nachmittag, ich habe wahnsinnig viel zu tun.“ (Wien_E)

Die intensiveren Kontakte in der **Nachbarschaft** (zB im normalerweise selten genutzten Gemeinschaftsgarten eines Wohnhauses), von denen in den Diskussionsgruppen des vergangenen Sommers häufig die Rede war, scheinen eher ein Phänomen des ersten Lockdowns gewesen zu sein. Auch die kostenlosen Auftritte von Künstlern*innen für die Nachbarschaft oder die Passanten*innen gehören eher in den ersten Lockdown; zumindest haben die diesmal teilnehmenden Künstler*innen ihre Garten-Konzerte schon lange eingestellt.

„Unser Haus hat einen Garten, den die Mieter fast alle nie nutzen. Aber dann vor allem im ersten Lockdown hast du nicht gewusst, wie halte ich den Mindestabstand ein, weil es war ja das Wetter letztes Frühjahr sehr schön, es waren alle im Garten. Und was aber auch sehr schön war, sich auf Distanz wenigstens mit Leuten auszutauschen, und ich glaube, das war auch sehr hilfreich.“ (Kunst_A)

De facto waren die meisten **auf Kontakte in Freundeskreis und Familie beschränkt und angewiesen**, die sie allerdings, wie es einer der EPU ausdrückte, zuweilen „aktiv suchen“ mussten (*EPU_D*). Die überwiegende Mehrheit hielt sich nach eigener Aussage an die Kontaktbeschränkungen. Das hieß je nach Vorlieben: Treffen in der Online-Welt, Telefongespräche oder – meist – gemeinsame Unternehmungen im ganz kleinen Kreis im Freien. Im Exkurs über die Angst vor der Infektion (siehe Seite 34) finden sich die wenigen Teilnehmer*innen, die überhaupt keine Kontakte hatten bzw. haben konnten. Eine deutlich größere Gruppe verzichtete weitgehend darauf, ihren Freundeskreis und ihre Familie persönlich zu treffen, und wenn doch, dann nur unter strengen Vorsichtsmaßnahmen. Manche suchten sich ihre persönliche Nische, in der sie die Regeln, an die sie sich eigentlich hielten, immer wieder brachen: zB das sonntägliche Frühstück mit den Nachbarn oder die Treffen in der Kindergruppe. Manche wurden im Lauf der Zeit etwas lockerer, nicht so sehr aus nachlassender Vorsicht, sondern weil sie es einfach nicht mehr aushielten und zB wenigstens zum Geburtstag zwei und nicht nur eine Person einluden. Nur ein einziger Teilnehmer gab an, seine privaten Kontakte nach einer anfänglichen Schrecksekunde unverändert weitergeführt zu haben: Man habe sich nun gegenseitig eingeladen, mit dem einzigen Unterschied, dass die Gäste sich nach dem Eintreffen die Hände gewaschen hätten (*AMS_B*).

Die Einschränkungen waren nicht immer freiwillig: Der Teilnehmerin aus Afghanistan zum Beispiel fehlte der Ort, an dem sie sich mit ihrer Freundin regelmäßig getroffen hatte: ein Sprachcafé in Linz.

„Vor dem Corona immer ich habe mich mit meine Freundin in dem Sprachcafé (...) getroffen. (...) Dort auch habe (...) Deutschkurs. Corona kommt, alles ist zu und kann nicht mit meiner Freundin treffen. (...) Ein Jahr keine Treffen mit anderen Leuten, nur mit meinem Sohn, manchmal eine österreichische Freundin. Zu wenige, nicht, früher jeden Dienstag ich hatte ein Treffen mit meiner Freundin. Sie kommt von anderer Stadt, aber jetzt sie hat gesagt, wegen Corona ich kann nicht treffen andere Leute. Das ist schwer, immer mit Maske.“ (*Linz_D*)

Die **Treffen im Freien** wurden in der Regel als ungezwungen beschrieben, konnten aber auch Formen annehmen, die eine Kommunikation schwer machten: zB im Garten an weit voneinander entfernten Tischen oder bei Spaziergängen „auf Distanz“.

„Meine Mutter und ihr Mann haben ein Haus in Niederösterreich, also. Und da haben wir uns eigentlich, bis diese Selbsttests kamen, eigentlich das ganze Zwanzigerjahr immer im Garten getroffen, wenn das wettermäßig möglich war, zwei Gartentische

und dann irgendwie so in Rufdistanz. Und mein Vater (...), die waren sehr ängstlich. Die hab ich bis jetzt nur zum Spaziergehen auf der Perchtoldsdorfer Heide-, also das wurde dann so: Bei Schönwetter trifft man sich, möglichst nicht am Wochenende, weil da sind Ausflügler, irgendwie, wenn es irgendwie geht unter der Woche zum Spaziergang, bei Schönwetter. (...) Ich habe auch so Spaziergänge auf Distanz gemacht, auch zweimal mit Telefonieren, also so auf ein paar Meter und telefonieren, das hat überhaupt nicht funktioniert, weil da hast dann immer die Rückkoppelung. Und die Leute schauen dich auf der Straße an und zeigen dir den Vogel. Wir haben uns dann lieber laut unterhalten.“ (Kunst_A)

Das **Telefon** scheint zumindest im ersten Lockdown eine Renaissance erlebt zu haben. Anfangs hätten sie sehr viel telefoniert, erzählen zB der Opersänger und die Jazz-Musikerin, wesentlich mehr als sonst und mit Bekannten, zu denen sie schon lange keinen Kontakt mehr gehabt hätten. Wie überhaupt mehrfach erwähnt wurde, dass alte Kontakte wieder belebt werden konnten.

„Man hat so viel Zeit zu telefonieren. Ich habe also mit Leuten dann Kontakt gehabt telefonisch, die ich oft Jahre nicht gesehen hab. Wo man sich immer wieder denkt, naja, wenn ich mal wieder länger von einem Gastspiel daheim bin, dann muss ich unbedingt einmal anrufen und so. Und jetzt war die Zeit. (...) Das war ja auch wieder schön. Nur natürlich das hat auch sehr schnell abgenommen.“ (Kunst_A)

„Eigentlich habe ich gerade im ersten Lockdown mit wesentlich mehr Leuten lange Telefonate und Gespräche geführt als in meinem normalen Leben davor. Weil da habe ich eh keine Zeit dazu gehabt.“ (Kunst_F)

„Auch nette neue Freundschaften, die sonst lose waren, haben sich neu ergeben. Da kann man dann Verschwörungstheoretiker wieder auf den Pfad der Tugend zurückführen (...). Es ist schwierig, aber es war sehr interessant zu reden.“ (EPU_D)

Ungemein durchgesetzt hat sich die Kommunikation via **Videokonferenz**, und zwar auch bei Personen, von denen man das vielleicht nicht angenommen hätte, etwa den älteren Diskussionsteilnehmer*innen. Manche von ihnen haben ihren anfänglichen Widerstand mit der Zeit aufgegeben und waren dann sehr froh darüber, wie eine ältere Armutsbetroffene aus Linz. Andere haben zwischendurch Pausen eingelegt, zB die junge Regieassistentin: Ihr war es „zu anstrengend, weil es auch schwierig ist, (...) sich dann wieder so in soziale Situationen

zu begeben, wenn man oft längere Phasen getrennt ist“ (*Kunst_D*). Und wieder andere verweigern sich nach wie vor der Online-Kommunikation: zB der armutsbetroffene Pensionist aus Linz, aber auch viele der befragten Jugendlichen. Während die Jugendlichen ihre Freunde und Freundinnen weiterhin sahen, beklagte der Linzer, dass ihm fast alle sozialen Kontakte abhandengekommen seien, und zwar dauerhaft, wie er befürchtet.

„Aber das Blöde ist ja bei mir zB, die sozialen Kontakte, die ich gehabt habe, die sind jetzt durch Corona, auch jetzt, wo es leichter gehen würde, die sind alle weg, die kommen nicht mehr zurück.“ (*Linz_A*)

Die Möglichkeiten, sich auf eine Infektion mit dem Covid-19 Virus **testen** zu lassen, waren zum Zeitpunkt der Diskussionen sehr gut ausgebaut und gerade davor, im Zuge der Öffnungen nach dem letzten Lockdown an Bedeutung zu gewinnen. Sie wurden jedoch kaum als Chance erwähnt, sondern mehr als lästige Notwendigkeit. Nur eine Teilnehmerin erzählte, dass sie ihre Freundinnen öfter persönlich treffe, seit es die Tests gebe (*Kunst_D*). Die meisten Teilnehmer*innen hatten zum Zeitpunkt der Diskussionen die Corona-Schutzimpfung noch vor sich, sie wurde zwar lebhaft diskutiert, über ihre Wirkungen war jedoch noch nichts abzulesen (siehe auch Seite 63).

📌 Schwerpunkt Jugend: Soziale Kontakte

Die Jugendlichen haben nach eigener Aussage die Kontaktbeschränkungen befolgt, indem sie ihr Sozialleben ins Freie verlegten. Einige erzählen, dass die Eltern während des ersten Lockdowns noch „streng“ gewesen und sie daher (viel) zu Hause geblieben seien. Doch spätestens seit dem Sommer 2020 würden sie sich regelmäßig, zum Teil täglich, mit Freunden und Freundinnen treffen. Teilweise seien die Kontaktbeschränkungen dann erst besser verstanden worden, teilweise seien diese den Eltern mittlerweile egal gewesen, teilweise sei es zumindest den Müttern nicht mehr möglich gewesen, die 16- bis 19-Jährigen zu Hause zu halten. Die Gruppen, in denen sie sich treffen, seien oft größer als erlaubt, erzählten die Jugendlichen, was immer wieder die Polizei auf den Plan rufe.

„Erster Lockdown, es war schon so, die Eltern waren auch streng. Zum Beispiel wo ich wohne, Floridsdorf, war auch überall Polizei. Ich durfte nicht mal-, ich wurde fast immer erwischt.“ (*Jung_K*)

„Ich konnte meine Freunde die ersten drei Monate nicht sehen, weil wir hatten keine Ahnung, ob wir uns draußen treffen dürfen und so. Meine Eltern waren auch sehr streng. Aber danach haben wir das mit den Regeln mehr verstanden und haben mehr erfahren. Man kann mit nur einem Freund rausgehen und so, aber sind wir nicht, wir sind in Gruppen rausgegangen. Ja.“ (Jung_C)

(I: Wie habt ihr Freunde getroffen? Wie habt ihr das gemacht? Oder habt ihr keine getroffen?) – F: Ich bin einfach rausgegangen. – H: Man geht einfach raus. (...) Aber nicht so viele Leute. – F: Doch. – H: Weil die sind in Quarantäne. – K: Also bei mir, ich habe mich mit zehn Freunden an einem Tag getroffen. – F: Ja. – K: So wir waren immer so große Gruppe.“ (FG_Jung)

„Bei mir am Anfang meine Mutter war streng, sie wollte mich nicht rauslassen, dann hat es sie nicht mehr interessiert. (I: Aha, wann hat sich das geändert so ungefähr?) Nach dem ersten Lockdown.“ (Jung_F)

„Meiner Mutter hat es halt nicht gefallen, dass ich die ganze Zeit draußen war. Aber sonst, ich bin rausgegangen. Zum Glück hat eh keiner von uns Corona gekriegt. (I: Habt ihr da gestritten?) Nein. (...) Sie musste es ja akzeptieren.“ (Jung_H)

In der Diskussionsgruppe gab es einerseits vier Burschen, die alle den Eindruck vermittelten, einen großen Teil des Tages draußen zu verbringen; dann drei Mädchen, die ihre sozialen Kontakte im Freien pflegten, aber auch viel Zeit zu Hause verbrachten; und schließlich einen Burschen und drei Mädchen (zwei davon mit einer Migrationsgeschichte in der Familie), die nicht außer Haus gingen, um ihre Freunde und Freundinnen zu treffen: Sie durften aber Besuch empfangen, ein Mädchen kommunizierte via Video-Konferenz.

„Ich war nie zu Hause, richtig. Ich war immer nur draußen. Weil ich kann einfach zu Hause nicht sitzen so, es geht einfach nicht. (I: Und den Freunden ist es genauso gegangen, oder?) Ja, wir haben uns immer getroffen, uns war es egal. Wir haben Corona nicht einmal ernstgenommen.“ (Jung_H)

„Wenn es mir nicht gut gegangen ist, habe ich mich immer mit Freunden getroffen. Bei uns waren sie ja voll streng mit der Polizei und alles. Und drum habe

ich nicht wirklich die Chance gehabt, dass ich jetzt einfach mit wem so generell was mache.“ (Jung_G)

Video-Kontakte sind bei den befragten Jugendlichen insgesamt keine große Sache, obwohl sie spätestens seit Homeschooling mit den Technologien vertraut sind. Woran das liegt, kann hier nicht festgestellt werden: Vielleicht sind acht Stunden Video-Unterricht einfach genug, aber es spielt wohl noch etwas anderes herein, denn zB die Jazz-Musikerin, deren jüngerer Sohn noch im Elternhaus wohnt, erzählte von stundenlangen Video-Treffen des Sohnes mit seinen Freunden.

„Der hat seine sechs besten Freunde. Die trifft er auch so jetzt in real hin und wieder. Aber eigentlich hat er sie jeden Abend getroffen auf seinem Computer. Die sind jeden Abend da gesessen, jeder in seinem Sofaeck, haben miteinander geplaudert, haben miteinander Filme geschaut.“ (Kunst_F)

Dass der Präsenzunterricht in der Schule weitgehend weggefallen ist, spielt hinsichtlich der sozialen Kontakte für die meisten keine Rolle; insbesondere die Burschen haben ihren Freundeskreis außerhalb der Schule, ihnen gehen die Kollegen*innen nicht ab. Manchen der Mädchen aber sehr wohl, und gerade diese Mädchen erwähnten irritiert, dass ihnen die Klasse nach der langen Abwesenheit nicht mehr vertraut sei: Sie hätten die Gesichter der Mitschüler*innen vergessen.

„(I: Wie ist das, wenn man jetzt wieder in die Schule kommt?) – Anstrengend. – Ja. Man kennt die Hälfte der Klasse nicht. – Ich habe die Gesichter schon vergessen.“ (FG_Jung)

Die Jugendlichen erzählten, dass sie viel mehr Zeit mit der Kernfamilie verbracht und auf diese Art und Weise ihre Eltern besser kennengelernt hätten: Väter und Mütter hätten zB plötzlich Geschichten aus ihrer Jugend zu erzählen begonnen.

„Wir waren halt viel mit den Eltern so. Man hat sich so kennengelernt (lacht). (I: Ist das gut, oder ist das nicht so gut?) Es war schon gut, aber irgendwann war es dann langweilig.“ (Jung_J)

„Meine Eltern haben immer Geschichten von ihr Leben, als sie jung waren, erzählt.“ (Jung_D)

„(I: Du sagst, du hast sie besser kennengelernt? Was lernt man da kennen?) Keine Ahnung. Dinge, die ihr gefallen oder nicht. Oder ihre Meinung zu irgendwas zu hören. Ja, solche Dinge.“ (Jung_B)

Einige Jugendliche erzählten, dass die Eltern (im Gegensatz zu ihnen selbst) an Verschwörungsmythen glauben bzw. geglaubt hätten, bis sie eines Besseren belehrt worden seien.

„Meine Eltern haben an so dumme Verschwörungstheorien geglaubt. Sie wollten uns immer irgendwas so einreden so. Ich weiß nicht. Wir waren halt nicht derselben Meinung.“ (Jung_J)

„Meine Mutter hat immer so gemeint, Corona ist eine Lüge. Dann sie hat es später bekommen. Da hat sie es geglaubt (lacht): Oh mein Gott, ja, Corona gibt es.“ (Jung_C)

Vom „Zusammenfinden der **Familie** in der Krisenzeit“ (EPU_D) war in den Diskussionen mehrfach die Rede: Auch die Eltern haben den Eindruck, dass sie mehr Zeit mit den Kindern verbracht haben, und zwar nicht nur mit jenen, die noch im Haushalt leben. Zum Beispiel seien die erwachsenen Kinder (im Gegensatz zu früher) wöchentlich auf Besuch gekommen oder hätten regelmäßig angerufen. Für die beiden älteren Frauen mit Migrationsgeschichte (die alleinlebende serbische Haushälterin und die mit ihrem Mann lebende afghanische Schneiderin) blieb der Kontakt zu den erwachsenen Kindern sehr lange Zeit der einzige überhaupt. Wer sich vor der Krise gut verstanden hatte, erlebte in der Krise eine Annäherung, das galt auch für Paare, zB mit Hilfe des gemeinsamen Sportelns oder Kochens. Andererseits konnte die Enge und Häufigkeit des Beisammenseins auch ohnehin schwierige Familienkonstellationen oder bestehende Spannungen noch verschärfen. Und sie öffnete mancher oder manchem auch die Augen: nicht nur über die Eltern, wie die Jugendlichen erzählen, sondern zB auch über den bisherigen Wochenendpartner.

„Meine Kinder waren dafür jede Woche da. Jede Woche Großaufgebot. Was auch für mich extrem anstrengend ist, weil da kommen zehn Leute zum Essen. (...) Aber ich war ja dann so dankbar, dass ich überhaupt eine Familie habe. (...) Ich bin so ein Gruppenmensch und da war nichts mehr.“ (Wien_C)

„Meine Kinder melden sich mehrmals täglich bei mir, so viel haben sie sich vorher. Mein jüngerer Sohn, der hat sich wochenlang nicht, überhaupt nicht gemeldet, der ruft mich jeden Tag an.“ *(Wien_D)*

„Mein Vater hat einen Schlaganfall gehabt, das heißt, der hat auch immer wieder so Stimmungsschwankungen von depressiv bis aggressiv (...). Meine Mutter hat seit zwei Jahren eine Überlastungsdepression, und meine Schwester ist Epileptikerin. Bei der ist das auch alles sehr schwankend. Und manches Mal steht man halt auf und die Welt ist für alle in Ordnung, und manches Mal steht man halt auf und es ist Katastrophe, und die schreien und toben und ich weiß nicht was. Und dann nicht so rauszukönnen und ständig drüber nachzudenken, wie kann ich da jetzt legal rauskommen und Abstand gewinnen, das ist das, was für mich das Anstrengendste ist.“ *(Wien_A)*

„Gestern am Abend sind wieder einmal die Fetzen geflogen, das ist jetzt momentan Dauerzustand. Weil (...) der eine dort und der andere nicht, und dann kracht es halt, weil er psychisch nicht gut drauf ist.“ *(Linz_B)*

„Ich war bei meinem Freund, und das war dann schon sehr problematisch. Weil normalerweise Wochenendbeziehung und auf einmal sieben Tage die Woche 24 Stunden am Tag. Das war ein Schock. Weil also unsere Lebensstile sind sehr unterschiedlich. (...) Ich habe das immer eineinhalb Tage pro Woche wunderbar ausgehalten, aber auf einmal sieben Tage. Und dann im selben Haus einen Stock tiefer die Schwiegereltern. Das heißt auf einmal 24 Stunden am Tag Schwiegereltern gleich nebenan. Ja, auch völlig neue Situation. Also das war dann, das war schon ziemlich schlimm.“ *(Kunst_B)*

Wenige oder keine persönlichen Treffen gab es in Konstellationen, wo Familien oder Partner*innen örtlich getrennt leben, zB die Eltern in Kärnten, die Tochter in Wien; die Eltern in der Ukraine, der Sohn in Wien. In solchen Fällen sah man sich manchmal sogar ein ganzes Jahr lang gar nicht. Für die Opernsängerin ergab es sich, dass sie den langen Theater-Lockdown in Wien verbachte, ihr Mann aber in Deutschland. Sie resümiert: „Ich war noch nie in meinem Leben so viel alleine.“ *(Kunst_E)*

3.5 Psyche – die Turbulenzen setzten sich fort

„Ich tu nur mehr schlafen. Ich weiß nicht, woran das liegt. (...) Daheim lasse ich eigentlich alles liegen und stehen, wo es ist. Ich bräuchte jemanden, der zusammenräumt bei mir. (...) Dann psychisch, ja da, ich weiß nicht, ich fühle mich auch irgendwie durch das Ganze viel älter geworden, nicht nur jetzt körperlich irgendwie älter, weil mir alles weh tut jetzt in der letzten Zeit, wahrscheinlich vom immer Liegen.“ (Linz_A)

Schon der erste Lockdown hat die Psyche in Turbulenzen gebracht, das hat die Vorgängerstudie aus dem Sommer 2020 klar gezeigt, und zwar in besonderem Maß die Psyche von Menschen, die akut armutsbetroffen sind. Die zehn weiteren Monate Pandemie haben das Ihre getan, um das psychische Gleichgewicht weiter zu erschüttern, wenn auch nicht so sehr bei den Armutsbetroffenen, sondern bei anderen Befragten, vor allem den Ein-Personen-Unternehmern*innen und den Künstlern*innen.

Wer hat psychisch nicht gelitten?

Schneller zu beantworten, aber keineswegs weniger interessant, ist die Frage: Wer hat psychisch nicht gelitten, wer ist unbelastet durch die Corona-Krise gekommen? Aus unserer Erhebung gehen drei Gruppen hervor: erstens **Menschen, die „ihre Sache“ weitgehend unverändert weitermachen konnten** und dabei vielleicht sogar im persönlichen Kontakt mit anderen standen, wie zB die armutsbetroffene (ehemals selbst wohnungslose) Pensionistin, die auf freiwilliger Basis in einer Obdachloseneinrichtung hilft; zweitens sogenannte **„soziale Einsiedler*innen“**, die aufgrund von persönlichen Vorlieben oder einer psychischen Erkrankung die Gesellschaft anderer nur in kleinen Dosen angenehm finden, wie zB der Bruder einer Teilnehmerin, für den die Zeit des Home-Office „the time of his life“ (*Kunst_D*) war (und übrigens dank eines verständnisvollen Arbeitgebers eine Fortsetzung erfährt); und schließlich jene Teilnehmer (es waren nur Männer), **die in der Corona-Krise ihren gut bezahlten Job verloren und einen eher hohen AMS-Bezug hatten**. Am einfachsten ist die Erklärung beim jüngsten von ihnen: Er ist hoch qualifiziert; hat seinen Arbeitsplatz aus freien Stücken aufgegeben; ist in einer Ausbildung, die ihn interessiert; bezieht ein hohes Arbeitslosengeld, das er durch eine geringfügige Tätigkeit aufbessert, die ihm Spaß macht; ist sich sicher, Arbeit zu finden; plant seine Hochzeit; und hat die Kontaktbeschränkungen im privaten Umfeld kaum eingehalten. Er hat also keine finanziellen Sorgen, blickt mit Zuversicht in die Zukunft und hat im sozialen Umfeld kaum Veränderungen erlebt. Aber auch er strebt eine Normalisierung an, denn langsam wird ihm die Arbeitslosigkeit zu lange, und er spürt, dass er einen Job braucht, um im psychischen Gleichgewicht zu bleiben.

„Ich glaube, mental gehe ich kaputt. Weil ich muss unbedingt einen normalen Job haben. Wie ich gearbeitet habe, ich habe immer gejammert: Ich arbeite von acht bis acht, ich sehe das Tageslicht nicht. Und jetzt ich habe immer diese innerliche Unruhe, ich sitze ohne Job da, ich sitze ohne Job da. Ja, das ist irgendwie komisch.“ (AMS_B)

Die beiden anderen finanziell gut gestellten Arbeitslosen beschreiben, dass sie die Krise auf Basis von mentaler Stärke unbeschadet überstanden haben, unter dem Motto: „Das ist eine Kopfsache“ (AMS_D). Der vergleichsweise hohe AMS-Bezug und ihre Ersparnisse, auf die sie selbst hinweisen, machen sie weniger vulnerabel als viele andere Teilnehmer*innen, ebenso die Tatsache, dass sie in Partnerschaften leben, aber nicht für Kinder sorgen müssen, und schließlich auch, dass ihnen ihr alter Job (nach eigener Aussage) nicht sehr am Herzen gelegen ist.

„Ich persönlich habe jetzt unter dieser Krise überhaupt nicht gelitten. Also weder finanziell noch jetzt mental. Natürlich würde man sich ab und zu gerne irgendwie einfach spontan mit jemandem treffen und irgendwo hingehen und irgendwas trinken und ein bisschen tratschen oder irgendwas machen. Aber also im Grunde genommen hat es mich jetzt nicht großartig betroffen.“ (AMS_C)

„Mir ist es auch nicht besonders gut gegangen voriges Jahr März. Du hast nichts mehr zu arbeiten. Ja, das ist aber nur jetzt vielleicht ein Schock oder ich weiß jetzt nicht, ein Schock war es bei mir jetzt keiner. Sondern das ist eine kurze Phase, die dauert eine Woche. (...) Du kannst vielleicht zwei Nächte einmal nicht schlafen. Nicht weil du Angst hast, sondern das Werkel fängt an, was mache ich? Und jetzt kommt dann vielleicht der Vorteil, es geht weiter, ja. Es geht einfach weiter. Und der Einzige, der dich da rausziehen kann, das bist du selber. Es wird dir keiner helfen. Das muss einem klar sein. Sage ich immer wieder. Das (...) ist eine Kopfsache. (...) Motivieren, durchziehen. (...) Das ist nicht, ich mache mir jetzt Gedanken darüber, ich bin hackstad und das ist nur scheiße und ich kann nichts mehr leisten, sondern: Was mache ich?“ (AMS_D)

Es ist ein vom traditionellen Männlichkeitsbild geprägter Umgang mit der Krise, den aber zB die (ebenfalls in der sprichwörtlichen Mitte der Gesellschaft lebenden) lösungsorientierten und initiativen Ein-Personen-Unternehmer nicht zeigen. Oder eigentlich angesichts der Belastungen, die sie seit Monaten verspüren, nicht mehr zeigen können, wie ihre Wortmeldungen klar machen.

Monate des Wartens und der Existenzangst: ein Marathon für die Psyche von EPU und Künstlern*innen

„Das ist das, was mich mental belastet: bei dem, was weniger Umsatz wird, sehe ich, dass, wenn das jetzt so weitergeht, breche ich unter Umständen mit Ende 2021 ein. Das ist mental nicht unbedingt gut. Das ist ein langsamer Tod. (...) Weil mich diese permanente Existenzangst (...) belastet. Natürlich arbeite ich daran, dass das nicht passiert. Aber ich muss einen Zusatzaufwand setzen dafür, der vorher gar nicht erforderlich war. (...) Ich habe immer nachjustiert, ich habe immer Chancen wahrgenommen. Würde das nicht sein, würde ich derzeit nicht mehr arbeiten.“ (EPU_B)

EPU und freiberufliche Kulturmacher*innen saßen in der Corona-Krise sehr häufig im selben Boot, das hat schon die Erhebung im letzten Sommer gezeigt, und das wird diesmal noch klarer. Es gibt aber einen bedeutungsvollen Unterschied zwischen den beiden Gruppen: Prekäre Beschäftigungsverhältnisse sind im Kulturbereich nicht nur sehr häufig, sondern treffen insbesondere Menschen mit hoher Qualifikation, die sich erfolgreich in diesem Betrieb bewegen, aber keine Stars sind. EPU mit vergleichbarem Bildungsabschluss und Erfolg arbeiten hingegen in der Regel nicht prekär (mit Ausnahmen, wie etwa in der Wissenschaft). Im Sommer 2020 zeigte sich dieser Unterschied noch deutlich, weil die Künstler*innen infolge ihrer prekären Arbeitsbedingungen mit dem ersten Lockdown umgehend in finanzielle und sehr schnell auch in psychische Probleme gerieten, die EPU aber einen deutlich längeren Atem zeigten. Der ist zehn Monate später aber offenbar aufgebraucht. Zum Zeitpunkt der Diskussionen waren die Probleme von EPU und Künstlern*innen häufig austauschbar und die Belastungen für die Psyche gefühlte Tonnen schwer.

Die **Dauer der Pandemie** ist für die EPU ein deutlich größeres Problem. Sie haben eine lange Zeit der Untätigkeit hinter sich oder sehen – wenn sie weiterarbeiten konnten – häufig zu, wie ihr Geschäft langsam wegbricht. Die finanziellen Einschnitte und der Wegfall der Existenzgrundlage stellen für alle befragten EPU eine psychische Belastung dar, die nur teilweise von den staatlichen Hilfen aufgefangen werden konnte: am besten bei der prekär arbeitenden Marktfahrerin, die sich damit in einer ähnlichen Lage befindet wie die prekär tätigen Künstler*innen: Dass sie im Moment für ihre Verhältnisse gut leben kann, schenkt ihr eine Ruhe, die sie sonst nicht hat. Wer hingegen aktuell **Existenzangst** hat, kämpft mit psychischen Problemen, auch wenn er oder sie vorher diesbezüglich völlig stabil gewesen ist.

Im Gegensatz zu den meisten EPU und zum Frühjahr 2020 konnten zumindest manche Künstler*innen während des langen zweiten Kunst-Lockdowns aktiv bleiben (probend oder

online) und haben sich so dem Betrieb nicht zu sehr entfernt. Das macht sie etwas gelassener als die EPU. Was jedoch an beiden Gruppen psychisch zehrt, ist einerseits die **Warteposition**, in der sie sich seit Monaten befinden (siehe auch Seiten 18 und 21), andererseits die **fehlende Zukunftsperspektive**. Sie haben zum Teil sehr lange auf die staatlichen Hilfen gewartet, außerdem hat die Tatsache, dass mehrmals ein Ende des Lockdowns angekündigt wurde und dann doch nicht stattfand, immer wieder zu Enttäuschung und in weiterer Folge zu Verunsicherung geführt. Beide Gruppen wissen nicht, in welcher Form ihre Arbeit weitergehen wird und ob sie davon leben können werden. Sie fürchten, dass die staatlichen Corona-Hilfen beendet werden, bevor die Wirtschaft bzw. die Kultur wieder so richtig angesprungen sind, und sie dann ohne Unterstützung, ohne Erwerbseinkommen und ohne anderweitiges soziales Netz (vergleichbar dem AMS-Bezug) sein werden. Und schließlich **identifizieren sich** beide Gruppen in hohem Maße **mit ihrer Tätigkeit**: „Es hat mir meine Identität genommen, für die ich seit 40 Jahren gestanden bin“ (EPU_B), erklärt der Unternehmensberater aus der Steiermark.

„Die lange Dauer dieser Lockdowns, dazu diese permanente Unzurechenbarkeit der Situation, das heißt: Kann man überhaupt wieder aufsperrern, kann denn der eigene Kunde überhaupt zahlen? Geht der auch in Konkurs? Hätte man eigentlich schon aufhören sollen? (...) Dort ist es dann dazu gekommen, wo ich selbst mit meiner Supervision, mit einem sehr mentalen Zugang, langsam eingebrochen bin.“ (EPU_B)

„Dann aber kam dieser Riesenlockdown, der ja für die meisten Branchen aus drei Lockdowns bestanden hat. Aber für uns ja gegangen ist von Ende Oktober bis jetzt. Und in dieser ganzen Zeit, also gerade dann irgendwie so Jahresbeginn wurde es wirklich psychisch belastend. Weil ich mir auch gedacht habe, irgendwie jetzt habe ich schon hunderte Beiträge, jeden Tag irgendwas gepostet und jetzt geht mir das zu Hause Singen auch schon auf den Nerv. Und irgendwann will man ja irgendeine Perspektive haben.“ (Kunst_A)

„Ich liebe meinen Job, ich will ihn machen, und dann darf ich den Monate lang nicht machen, und ich weiß nicht, wann ich ihn wieder machen darf. Und das ist so etwas, was wirklich wahnsinnig an den Nerven zerrt.“ (Kunst_F)

Viele Monate Einsamkeit

Dass die Einschränkungen der sozialen Kontakte ein großes Thema waren, zeigt sich schon daran, dass ihnen diesmal – im Gegensatz zur Vorgängerstudie – ein eigenes Kapitel gewidmet wurde. Dort wurden die psychischen Folgen bereits mehrfach angerissen. Was vielen

zu schaffen gemacht hat, ist schlicht die Einsamkeit. Das war bereits im Sommer 2020 ein großes Problem und hat sich seither tendenziell verschlimmert. Wer sich streng an die Kontaktbeschränkungen gehalten hat, wurde von der Einsamkeit sehr häufig überwältigt. Das galt für viele Armutsbetroffene (vor allem die älteren, selbst wenn sie in einer Partnerschaft oder betreuten WG leben), für jene EPU, die im Zuge ihrer Arbeit sehr viel mit Menschen zu tun haben (zB den Unternehmensberater oder die Therapeutin) und vor allem für die Künstler*innen. Wie massiv die Folgen der Einsamkeit (und der Untätigkeit) für die teilnehmenden Künstler*innen waren, lässt sich daran ablesen, dass die klassische Instrumentalistin nach eigener Aussage haarscharf an einer Alkoholsucht vorbeigeschrammt ist, und dass sich der Schauspieler sowie die Opernsängerin – auf sehr unterschiedliche Weise – in eine Art Paralleluniversum begaben: Er verliebte sich mehrfach in Figuren aus den Romanen, die er gerade las; sie entwickelte eine Passion für Niki Lauda, den Mann, dem alles gelungen ist, der sogar dem Feuer entkommen ist.

„Ich habe dann wirklich gemerkt, dass ich aufpassen muss, weil ich bin dann in so ein Fahrwasser gekommen, mache ich am Abend eine Flasche Wein auf, trinke die Flasche. Zuerst halt ein Viertell, das ist dann immer mehr geworden. Und ich habe wirklich aufgepasst, wenn ich jetzt nicht einen Strich ziehe, dann bin ich in der Sucht drin. – Das ist bei mir auch so gewesen. – Ich habe das von mehreren Leuten gehört. Aus den Künstlerkreisen. Von drei, lustigerweise Damen alles, die gesagt haben, und Alleinstehende, also ohne Hund und ohne Familie, (...) die genau das gleiche gesagt haben, sie waren schon so an der Kippe, dass man sagt, so, heute mache ich mir wieder ein Flascherl auf. Das ist gefährlich.“ (FG_Kunst)

„Das ist jetzt natürlich schon schräg, aber ich hatte auf einmal auch wieder Zeit, etwas länger so mehr Belletristik zu lesen, zum Beispiel Romane, was ja mit meinem Beruf als Schauspieler nicht zusammenhängt. Und es ist mir wirklich passiert, zweimal glaube ich, also so sozial isoliert war ich bereits, dass ich mich wirklich in die Hauptfiguren verliebt habe von diesen Romanen, ernsthaft.“ (Kunst_B)

„Ich war ganze Zeit alleine. Am Anfang war es irgendwie noch vorteilhaft. Ich habe auch ein neues Repertoire gelernt. Aber am Ende habe ich ein Idol finden müssen, nie in meinem Leben gab es so etwas, dass ich einen Menschen mir vornehme und denke, der hat was und das ist so faszinierend. Und in dieser Situation ich habe mich auf Niki Lauda gestürzt. Da gibt es wahnsinnig viel YouTube-Aufnahmen mit ihm. Man kann die ganze Person von Anfang bis Ende kennenlernen. Was er alles erreicht hat im Leben.

Er war im Feuer und er hat das überlebt. Also ich habe so mir so ein Menschenidol gefunden, das alles geschafft hat.“ *(Kunst_E)*

Wie schon in der Vorgängerstudie wurde auch jetzt wieder angesprochen, dass Menschen, die schon vor der Corona-Krise mit psychischen Belastungen zu kämpfen hatten, durch das viele Alleinsein tiefer in ihre Probleme gerutscht sind. Und auch dass die spezialisierten Treffpunkte für Menschen mit besonderen Bedürfnissen geschlossen waren, erwies sich abermals als äußerst problematisch.

Wenn die Nacht zum Tag wird

Was den Tages- und auch den Wochenablauf normalerweise ordnet, fiel im Lockdown vielfach weg: vor allem Schule und Arbeit, aber auch Sport, Stammtisch, Shoppen oder Theater, die allesamt dem Ausgleich und der Entspannung dienen. Einerseits war es weitgehend egal, zu welcher Tageszeit man etwas erledigte, andererseits hatten viele offensichtlich wenig Lust zum Wachsein. Das führte dazu, dass zahlreiche Teilnehmer*innen die Tagesstruktur verloren und die Nacht zum Tag machten – oder zumindest in Gefahr waren, dies zu tun. Wortmeldungen dazu ziehen sich durch alle Fokusgruppen: vom armutsbetroffenen Pensionisten in Linz und den Jugendlichen über die Musikerinnen und den Schauspieler bis zum Unternehmensberater, der – umgekehrt – nicht mehr Zeit im Bett, sondern vor dem Computer verbrachte: so als ob er die Arbeit, die ihm zunehmend entglitt, festhalten wollte.

„So vor zwei Monaten war ich in einem Burnout, das ist das falsche – Bore-out eigentlich: (...) wo ich in der Früh nicht aus dem Bett gekommen bin, weil es eh keinen Sinn gehabt hat. Ich habe mir dann selber wieder ganz eine strenge, straffe Struktur gemacht, wo ich um neun aufstehe, Frühstück mache, Yogaübungen.“ *(Kunst_F)*

„Ich war wirklich dankbar, dass ich einen Hund habe. Erstens einfach zum Reden. Und dann, dass er mich zwingt, aufzustehen, rauszugehen, egal wie das Wetter ist. Also ich glaube ohne den, ich wäre den ganzen Tag im Bett gelegen.“ *(Kunst_C)*

„Struktur ist mir auch total danebengegangen, Tagesstruktur. Also entweder ich war bis vier Uhr wach und bin dann schlafengegangen oder ich bin früh schlafengegangen und bin dann um vier Uhr aufgewacht und habe gefrühstückt.“ *(Kunst_B)*

„Der Ausgleich ist noch schwieriger geworden. Ich sitze jetzt teilweise am Abend bis zehn, elf vorm Computer und entwickle halt selber Sachen, ist aber kontraproduktiv. Genau aus dem Grund, weil die anderen Sachen nicht möglich sind.“ *(EPU_B)*

Die Disziplin im Alltag ging aber auch in anderer Hinsicht verloren: Der Pensionist aus Linz hat nicht nur Tag und Nacht vertauscht, sondern räumte auch die Wohnung nicht mehr auf und hat dabei das Gefühl, gealtert zu sein; ein Rentnerpaar, das in Oberösterreich am Land wohnt, verschob seine Besorgungen immer wieder; die Opernsängerin begann zu rauchen.

„Man wird dann vielleicht oft desinteressiert, man sagt sich: Na gehen wir dann morgen einkaufen, man schiebt manches auf eine längere Bank. So war es bei uns.“
(Linz_E)

„Ich habe zum Beispiel geraucht, ja. Für Sängerin ist es unvorstellbar. Es war so eine Tendenz, wann werde ich da rauskommen, also wo wird das dann?“ (Kunst_E)

Dass all das Hinweise darauf sind, wie schlecht es um das psychische Wohlergehen der Befragten bestellt war und ist, geht aus der Beschreibung einer diagnostizierten Depression hervor, die eine armutsbetroffene Alleinerzieherin während der Corona-Krise erlitten hat:

„Dann hat es mich voll erwischt, also voll in die Depression, voll. Ich war so froh, dass ich dann auf Reha gefahren bin: (...) Ich habe den Haushalt angeschaut und habe mir gedacht: Schaffe ich nicht. Ich habe alles angeschaut, (...): Ich sollte das machen, schaff ich nicht. Ich sollte dies machen, schaff ich auch nicht. Das war schon so richtig scheiße irgendwie. Und dann noch Schlafstörungen dazu, weil halt alles liegenbleibt, was gemacht werden muss, und das macht so einen Stress, dass ich dann in der Nacht nicht schlafen kann.“
(Wien_C)

🔑 Schwerpunkt Jugend: Belastungen für die Psyche

Dass Kinder und Jugendliche unter der Corona-Krise stark gelitten haben, ist eine unbestrittene Tatsache, die durch zahlreiche Studien belegt ist.³ Auch in unserer Erhebung kam dies klar zu Tage. Zum Beispiel haben die Jugendlichen ihren **normalen Tagesablauf** am allerhäufigsten **aufgegeben**. Schon im Sommer 2020 klagten einige Mütter in den Fokusgruppen, dass es ihnen nicht gelinge, ihre halbwüchsigen Kinder in Zeiten von Homeschooling in der Früh zum Aufstehen zu bewegen. Und auch diesmal gab es solche Berichte: Ihr 15-jähriger Sohn, so eine

³ Dies bestätigt beispielsweise die aktuelle Meta-Analyse von Racine et al. (2021): <https://jamanetwork.com/journals/jamapediatrics/fullarticle/2782796>.

Teilnehmerin aus Linz, sei zwar in der Früh mit der Familie aufgestanden, habe sich aber wieder ins Bett gelegt, sobald die anderen zur Arbeit außer Haus gewesen seien. In der Wiener Gruppe erzählte eine Alleinerzieherin, ihr Sohn sei in der Früh zwar aufgewacht, habe aber am Nachmittag geschlafen und sei dann bis ein Uhr nachts vor dem Computer gesessen, um mit seinen Freunden und Freundinnen zu kommunizieren. Die Jugendlichen selbst erzählten in der Diskussion ebenfalls, dass sie sehr viel Zeit im Bett verbracht hätten, andererseits seien sie bis spätabends unterwegs gewesen.

„Während des Corona, bei mir hat sich vieles geändert. Also am Tag habe ich geschlafen und am Abend habe ich mit meinen Freunden entweder gespielt, oder wir waren miteinander draußen.“ (Jung_D)

Die vielen Stunden im Bett, und das zur Unzeit, weisen darauf hin, wie sehr die Corona-Krise viele Jugendliche von Anfang an belastet hat. In der Fokusgruppe sprachen sie dies auch an: zurückhaltender und knapper als die Erwachsenen, aber trotzdem klar. So stammt das Zitat, das über dem gesamten Bericht steht, von einem jungen Mädchen (siehe Seite 9). Und sie ist nicht die einzige in der Runde, die das Gefühl hat, die Welt drehe sich weiter, ohne sie mitzunehmen. Auch bei den jüngsten Befragten gilt, dass die Corona-Krise bereits vorhandene psychische Probleme verschlimmert hat.

„(I: Die Welt dreht sich weiter und man kommt irgendwie nicht mit, oder man ist nicht dabei. Ist das etwas, ein Gefühl, das ihr auch kennt? Du nickst?) Ja, auf jeden Fall. Halt überall Masken zu tragen und so weiter. Und wenn man von der Polizei mit anderen Leuten gesehen wird, muss man direkt wegrennen und so. War auch schlimm. Und ich bin so Sportfan. Und wenn (...) keiner da hingehen kann, dass einfach kein Mensch dort ist, ist auch schlimm.“ (Jung_K)

„Mir ging es dann auch nicht mehr so gut. Da war ich so ziemlich depressiv. Aber telefonieren hätte ich auch nicht wirklich gemacht, weil meine Mama lauscht mir immer zu, wenn ich telefoniere. Aber ich habe noch eine Therapeutin, zu der ich gehen kann so vor Ort. Das war viel angenehmer.“ (Jung_B)

Eine junge Linzerin erklärt, „Ich habe mich ein bisschen zurückgehalten davon gefühlt, meine Jugend auszuleben so wirklich, wie ich es eigentlich vorher gehabt habe, wie zum Beispiel fortgehen oder sowas“ (Jung_G). Die Jugendlichen haben

das **Gefühl, vielfach eingeschränkt** zu sein: zB durch den Wegfall aller Trainingsmöglichkeiten, durch die Schließung der Lokale, in denen sie sich treffen und tanzen, durch die Polizei im öffentlichen Raum, durch die Absage von Sportveranstaltungen oder durch die Maskenpflicht, die sie deutlich mehr zu stören scheint als die anderen Teilnehmer*innen.

„Ich habe mich nicht in ein Café setzen können oder fortgehen oder sowas, war halt alles zu. Bei mir war das halt dann so, dass es mir dann psychisch nicht so gut gegangen ist, weil (...) ich habe mich einfach nicht mehr so frei gefühlt wie davor. Ich habe mich halt ziemlich eingeschränkt gefühlt. (I: Eingeschränkt, ist das sowas, womit ihr was anfangt?) Mehrere: Ja – Ja. Also es ist halt so, du darfst das nicht, du darfst das nicht, du darfst das nicht. Was man halt davor eigentlich immer machen können hat. Und auf einmal kommt dieses Corona und du kannst halt nichts mehr machen. – Ja. Da stimme ich zu.“ (FG_Jung)

„F: Solange man sich testen muss, um irgendwo hinzugehen, ist es nicht normal. Oder dass man Masken tragen muss. (...) (Okay. Masken. Stören euch die Masken?) – F: Ja. – J: Ja. – B: Na sicher. – D: Ja. – G: Naja, nicht so schlimm. – K: Ja, muss abgeschafft werden.“ (FG_Jung)

Eine weitere Belastung für die jungen Menschen ergab sich aus den **finanziellen Problemen der Eltern**. Hier kann man ein Phänomen fast wie im Labor beobachten, das aus der Armutsforschung gut bekannt ist: dass sich die Armut der Eltern auf die Kinder überträgt. In der EPU-Gruppe erzählten die Therapeutin und der Tourismus-Fachmann von Panikattacken in der Familie:

„Dann ist wirklich auch das Studium meines jüngeren Sohnes an der Kippe gestanden, der in Nürnberg studiert. (...) Da war zum Beispiel so eine Situation, dass sein WG-Kollege angerufen hat: (...) Der ist umgekippt. Dabei war es eine Panikattacke. Weil auch seine Studentenjobs weggefallen sind, und ich konnte ihm vier, fünf Monate nichts überweisen.“ (EPU_A)

„Auf der anderen Seite bleibt die Familie aber zurück. Weil die Panikattacken meiner Frau oder meiner Kinder, also je nach Altersstufe halt abgestuft in verschiedenen Möglichkeiten der Mitteilung-. (...) Besonders süß war der 15-Jährige, der sein Sparschwein opfern wollte, wie er gehört hat, es geht schlecht. Das ist entzückend. Aber was dahintersteht, ist natürlich Angst.“ (EPU_D)

Es ist bezeichnend, dass gerade in der Runde der Jugendlichen kritisiert wurde, dass keine spezialisierten Hilfsangebote für Personen (gleich welchen Alters) eingerichtet wurden, die durch die Pandemie in psychische Probleme geraten sind.

„Ich hätte mehr psychische Gesundheitsangebote auf jeden Fall angeboten, nachdem eh sehr, sehr viele den Arbeitsplatz verloren haben. Hätte sich eigentlich sehr, sehr gut angeboten. Weil ich finde das Thema wurde eigentlich größtenteils sehr ignoriert. Ja, das hätte ich anders gemacht.“ (Jung_A)

3.6 Gesundheit – schmerzvolle Untätigkeit

„Mich hat es in meiner persönlichen körperlichen Gesundheit so massiv eingeschränkt, dass ich eigentlich fuchsteufelswild bin.“ (EPU_B)

Die Gesundheit wurde in fast allen Diskussionen angesprochen, nicht im Zusammenhang mit der Pandemie oder einer COVID-Erkrankung, sondern mit „normalen“ Beschwerden, die im Lauf der letzten zehn Monate, zum Teil sehr massiv, eingetreten sind oder sich verschlimmert haben. Im Sommer 2020 war das kaum ein Thema, jetzt tritt es stark in den Vordergrund. Über Wohl und Wehe der Gesundheit haben in erster Linie **Sport und Bewegung** entschieden, auch die Ernährung spielt eine Rolle.

In den Fokusgruppen gab es einige Teilnehmer*innen, die erklärten, es gehe ihnen jetzt gesundheitlich besser als vor der Corona-Krise: Grippale Infekte aller Art seien völlig weggefallen, ebenso die körperlichen Belastungen des Berufs (etwa beim Transport und Spielen eines schergewichtigen Musikinstruments), und sie würden nun neuerdings viel öfter Radfahren und auch joggen. In der Regel waren diese Personen vor dem März 2020 körperlich nicht sonderlich aktiv gewesen. Deutlich mehr Teilnehmer*innen berichteten jedoch von einer Verschlechterung ihrer Gesundheit. Wer bereits vor dem ersten Lockdown regelmäßig Sport betrieben hatte, litt körperlich und auch psychisch unter der Schließung der Sport- und Trainingsstätten. Die nicht mehr ganz Jungen bekamen (zum Teil starke) **Schmerzen** zB in den Gelenken, im Rücken und durch Verspannungen im Kopf, insbesondere wenn sie diese Schmerzen davor im Fitnessstudio oder Schwimmbad mit gezielten Bewegungsprogrammen im Zaum gehalten hatten. Denn dafür seien Spazierengehen und Radfahren kein vollwertiger Ersatz gewesen. Und nur den wenigsten gelang es, zu Hause ein wirkungsvolles Alternativtraining aufzustellen und durchzuhalten.

„Natürlich man sitzt auch mehr. Da hast du schon auch die Probleme im Rücken, in den Hüften, in den Knien und so. Also da bin ich schon sehr froh, dass das jetzt wieder möglich sein wird. So von der Bewegung her.“ (AMS_C)

„Ich habe vor neun Jahren angefangen, regelmäßig im Fitnesscenter in erster Linie ein bisschen Krafttraining und vor allem eben Rückenübungen und so zu machen. Und habe dann nie wieder irgendwelche Probleme gehabt. Und dann kam der erste Lockdown, und ich habe dann schon auch, wie die Kollegin gesagt hat, ich bin auch wahrscheinlich so viel Rad gefahren wie noch nie. Und das ist ganz toll, hilft aber natürlich dem Rücken nichts. (...) Ich musste also in die französische Schweiz per Bus reisen, weil man durfte nicht individuell mit dem Flugzeug oder so irgendwie. Und nach der Busfahrt habe ich schon geglaubt, ich krieche auf allen Vieren da raus, und habe gemerkt, ein Schuss vor den Bug, man muss was tun. Und habe dann angefangen, zu Hause wieder Übungen zu machen. Nur natürlich die Krux an der Sache ist, wenn du dich anziehst, deine Sachen packst, ins Fitnesscenter radelst, (...) ich bin dann immer eineinhalb, zwei Stunden dort und mache mein Programm. Das mache ich natürlich zu Hause nicht. Da habe ich dann immer so 20, 30 Minuten gemacht.“ (Kunst_A)

🔗 Schwerpunkt Jugend: Sport als integraler Teil des Alltags und als gescheiterter Berufswunsch

Bei den Jugendlichen war die Schließung der Fußballplätze, Fitness-Studios etc. ein dominantes Thema. Der Sport ging ihnen ganz offensichtlich sowohl körperlich als auch psychisch ab. Gleich in der allerersten Wortmeldung sprach ein Teilnehmer an, dass der Lockdown seine Pläne, professioneller Boxer zu werden, wohl durchkreuzt habe. Er sei, gerade in einem guten Alter, aus dem Training gefallen, habe zugenommen und könne sich jetzt nach der Öffnung kaum zum Trainieren aufraffen, angesichts dessen, wie anstrengend dies sei.

„Ich wollte halt Sportler werden. Und so wegen Lockdown haben ja alle Gyms geschlossen, und das heißt, ich konnte nicht das durchsetzen, was ich machen wollte. Jetzt bin ich schon fast 17, und jetzt ist es schon zu spät irgendwie. (I: Kannst du das ein bisschen näher erzählen, was-?) Ach so, ich habe Boxen trainiert halt. Und ja, ich wollte immer Boxer werden und ja. Muss halt schauen. (I: Wie war dann die Situation? Kannst du das ein bisschen mehr erklären?) Ich habe dann nicht mehr angefangen zu trainieren. Und habe so Fett zugenommen und so. Jetzt ist das uranstrengend, so wieder anfangen zu trainieren und so.“ (Jung_H)

Ein anderer junger Mann erklärte, nach der Aufhebung des letzten Lockdowns sei er als allererstes Fußball spielen und ins Fitnessstudio gegangen: „Es gibt Wichtigeres zu tun“ (*Jung_F*) als auszugehen. Eine Teilnehmerin aus der Wiener Runde der Armutsbetroffenen ist Mutter eines 14-Jährigen, der ebenfalls Fußball trainiert. Sie war überglücklich über das Online-Training des langen Lockdowns, das dem Burschen einen gewissen mentalen Ausgleich gebracht habe. Draußen mit den Freunden Sport zu betreiben, zB Basketball zu spielen, sei nämlich immer nur so lange möglich gewesen, bis die Polizei dem Einhalt geboten habe.

„Mein Sohn spielt gut Fußball, in einem Verein, die haben (...) Gott sei Dank Online-Training gehabt. Gott sei Dank! Der ist psychisch stabil geblieben durch das Training. (...) Der ist ein Kraftlackl, der will das, der muss sich auspowern. Das ist ein Mannschaftssport, das ist seine soziale Umgebung. Der braucht das.

Ein paar Freunde, die haben sich immer beim Basketballplatz zufällig getroffen und genau so lange gespielt, bis sie die Polizei vertrieben hat. Das war manchmal ein halbe Stunde, wenn sie Glück hatten; einmal waren sie zwei Stunden weg, das war aber nur einmal. Und sonst wurden diese Jugendlichen vertrieben.“ (*Wien_C*)

Im Sommer 2020 war der Sport bei den damals ausschließlich erwachsenen Befragten noch kein Thema, das weitere halbe Jahr Lockdown für Sportstätten hat dies fundamental verändert. Das betrifft keineswegs nur sportlich sehr aktive Personen, der Generation 50^{plus} fehlte häufig das Schwimmen oder einfach die **Bewegung im Alltag**. Ein gutes Beispiel liefern zwei armutsbetroffene Befragte, die schon bei der Vorgängerstudie teilgenommen haben: Der Pensionist aus Linz hat durch die Lockdowns seine Tagesstruktur und beträchtliche Teile seines Freundeskreises eingebüßt, sein ehrenamtliches Engagement wurde stark eingeschränkt und all die Wege, die er am liebsten persönlich erledigt (zB zu Ämtern oder medizinischen Untersuchungen), fielen auch weg. Er war also sehr viel mehr zu Hause als sonst, liegt viel im Bett und resümiert: „Seit der Zeit, als wir uns [zur Fokusgruppe im Sommer 2020] in Salzburg getroffen haben, ich bin kränker geworden. Zumindest das Gefühl habe ich. Ich bin kränker.“ (*Linz_A*) Genau das Gegenteil gilt für eine Pensionistin aus Wien: Sie hatte den ersten Lockdown wörtlich genommen und das Haus so wenig wie möglich verlassen. Das Ergebnis war für den Bewegungsapparat verheerend, woraufhin sie in den folgenden Lockdowns stundenlang spazierenging und so die Beeinträchtigungen, die sie schon für irreversibel gehalten hatte, wieder loswurde.

„Beim ersten Lockdown ist es mir ganz schlecht gegangen: zu wenig Bewegung, meine Gelenke sind hin geworden, mir hat die ganze rechte Seite wehgetan. Ich bin fast gelähmt gewesen auf der rechten Seite. Aber ich habe mir dann gedacht, es ist mir wurscht. Und ich habe dann dermaßen viel Bewegung gemacht. Ich gehe einfach raus, es sind sowieso alle draußen, es interessiert sowieso kein Schwein, ob ein Lockdown ist oder nicht. Ich bin auch draußen, ich habe meine Maske auf. Ich bin kilometerweit gegangen, ich habe, obwohl ich jetzt 70 Jahre alt bin, von Wien Ecken gesehen, die habe ich noch nie gesehen, jetzt habe ich sie gesehen. Ich bin kilometerweit kreuz und quer durch Wien gegangen, und ich habe meine Gelenke wieder in Schwung gekriegt, mir tut nichts mehr weh, das ist alles wieder funktionsfähig.“ *(Wien_D)*

Der Sport hat nicht nur bei den Jugendlichen die Funktion des **Ausgleichs in psychischer Hinsicht**, auch manche Erwachsene beklagten, dass ihnen das regelmäßige Training, bei dem sie sich entspannen und für den anstrengenden Beruf Kraft schöpfen können, abgegangen sei: zB die Salzburger Therapeutin, die mit schwerstbehinderten Kindern arbeitet, und der steirische Unternehmensberater, der trotz – oder wegen – Lockdowns noch mehr Stunden vor dem Computerbildschirm verbrachte als sonst. Sport kann aber in Hinblick auf den Beruf noch mehr sein: nämlich eine Voraussetzung für die Ausübung. Vom Jugendlichen, dessen Berufswunsch Berufsboxer in weite Ferne gerückt schien, weil er inzwischen zu alt geworden ist, war schon die Rede, aber auch Sänger*innen müssen für ihre körperlich anstrengende Tätigkeit fit sein. Für die Opernsängerin kam die vollständige Trainingspause (aus Furcht vor einer Ansteckung gab es auch keinen Sport im Freien) ebenfalls in einem ungünstigen Alter: Um die 50 hätten es Sänger*innen ohnehin schwer.

„Für mich war es unglaublicher Einschnitt, dass die Fitnessstudios zugemacht haben. Weil als Sängerin brauche ich körperliche Fitness, Muskelkraft. Und da habe ich dann gespürt, dass dieser Impuls weg war. Ich konnte nicht hingehen. Bin laufen gegangen, aber da dachte ich immer, dass ich irgendwie was einatmen könnte oder berühren. Also ich hatte keine Lust, in Parks zu gehen, zu laufen. Und dann war es wirklich eine völlig inaktive Zeit. (...) Da habe ich jetzt mit dem Singen angefangen und ich merke, ja, da fehlt Kondition, da muss ich was machen. Aber es zieht mich nicht an, ich finde es noch immer zu gefährlich. Und deswegen ich weiß nicht. Aber jedenfalls ich war noch nie so in schlechterem-. Das kommt auch mit dem Alter irgendwie. Für mich war es ein ganz schlechter Einschnitt, weil in diesem Alter, 50 herum, hat man ganz wenig Chancen, ein bisschen vorwärtszukommen. Und das war dann für mich besonders hemmend zu wissen, jetzt musst du warten und warten, gar nichts.“ *(Kunst_E)*

Neben und gemeinsam mit dem Sport haben die **veränderten Ernährungsgewohnheiten** zu einem schlechteren Gesundheitszustand geführt. Armutsbetroffene, die auf Grund der gestiegenen Lebensmittelpreise (vor allem in Wien) oder ihrer durch die Corona-Krise verminderten Einkünfte auf Sozialmärkte angewiesen sind, erhalten dort oft nur Produkte schlechter Qualität, häufig industriell Vorgefertigtes, aber kaum frisches Gemüse und Obst. Die langen Stunden zu Hause haben viele auch mit Essen bzw. Knabbern verbracht (siehe Seite 39). Das hat sich (gemeinsam mit dem fehlenden Sport) im Körpergewicht niedergeschlagen: Mehrere Teilnehmer*innen berichteten, dass sie beträchtlich zugenommen hätten. Einige wenige haben aber auch Kilos verloren: wenn es ihnen gelungen ist, die gewonnene Zeit mit mehr Bewegung zu füllen, wie eine Jugendliche oder der arbeitslose Logistik-Fachmann, der für einen Essensauslieferdienst radelt.

„Im Endeffekt habe ich mir ein Jahr lang Essen aus dem Sozialmarkt geholt, wo ich mitgeholfen habe. (...) Ich habe es auch gesundheitlich gemerkt, ich glaube, ich habe in der Zeit 10 Kilo zugenommen, ich habe gesundheitlich extrem abgebaut.“ (EPU_C)

„Ich habe Sport gemacht, so draußen. Ich bin laufen gegangen. Ich war davor übergewichtig und habe unglaubliche 12 Kilo abgenommen in (...) drei Monaten.“ (Jung_B)

↳ Exkurs: Die Corona-Schutzimpfung

Die **Corona-Schutzimpfung** wurde in jeder Diskussionsrunde angesprochen, zuweilen sehr ausführlich, war doch zum Zeitpunkt der Erhebung noch nicht klar, ob der Impfstoff für alle, die sich impfen lassen wollen, auch ausreichen würde und wie es mit der Impfung weitergehen wird. Niemals jedoch wurde die Impfung im Zusammenhang mit der Gesundheit angesprochen, sondern stets als Schlüssel zu einem normalen Leben. Die Mehrheit der Befragten äußerte sich positiv zur Impfung, viele waren schon geimpft. Zweifel äußerten manche Befürworter*innen am Impfstoff von AstraZeneca. Wer Befürworter*in und wer Zweifler*in geworden ist, scheint ziemlich zufällig und jedenfalls nicht vorhersagbar. Die Armutsbetroffenen etwa waren in Linz alle froh darüber, bereits geimpft zu sein oder einen Termin zu haben, in Wien hingegen äußerst kritisch und ablehnend. Und auch die EPU-Gruppe war diesbezüglich gespalten. Generell erzählten die Zweifler*innen von Impfschäden in der Familie, kritisierten, man könne geimpft „ja genauso Corona kriegen. Es ist ja nur, dass der Verlauf nicht so schlimm ist wie bei den anderen“ (Jung_G) oder fürchten eine „Selektion“ (Wien_E) in gesunde (hier:

geimpfte) und kranke (hier: ungeimpfte) Menschen, die in Zukunft Schule machen könnte.

„Ich war am Anfang nicht sicher, ob ich AstraZeneca-, (...). Dann habe ich zweimal abgesagt und beim dritten Mal habe ich mir gedacht: Nein, ich will wieder reisen, ich will jetzt heuer ans Meer. Verdammt, dann lasse ich mich impfen.“ (EPU_A)

„Ich freue mich auf nächste Woche Mittwoch, wenn ich mein erstes Jaukerl kriege, weil (...) ich war immer ein Befürworter, ganz wurscht, da haben sie noch nicht einmal gewusst, ob es Tabletten oder Spritzen gibt. Da habe ich immer gleich gesagt: Ich bin dafür, ganz egal, was es wird. Also wirklich, weil ich will nicht mein Leben lang mit der Maske herumrennen. Dass ich nicht mehr Angst habe[n muss], ich vielleicht nicht einmal mehr ein Bussl geben darf.“ (Linz_C)

Für Menschen, die während der Corona-Krise mit gesundheitlichen Problemen zu kämpfen hatten, waren **Arztbesuche** schwierig bis unmöglich, erzählten die Teilnehmer*innen: Die Praxen waren seltener bzw. nur nach vorheriger Terminvereinbarung geöffnet. Behandlungen wurden telefonisch erledigt; wenn man persönlich vorsprach, konnte es passieren, dass man mit „normalen“ Beschwerden nicht ernstgenommen wurde. Die Ärzte und Ärztinnen hätten versucht, sie schnell loszuwerden, so der Eindruck der Patienten*innen. Für schlecht organisierte Menschen war all dies ein unüberbrückbares Hindernis, sie wussten sich nicht zu helfen: So rief der Pensionist aus Linz trotz hohem Fieber niemanden zur Hilfe, weil er nicht wusste, wo und ob man ihn behandeln würde. Aber auch die anderen erzählten, dass sie die eine oder andere anstehende Kontrolluntersuchung ausgelassen hätten.

„In meiner Familie ist das Thema Gesundheit ein großes. Arztbesuche sind irre kompliziert geworden, man ist zB am Telefon gleich einmal abgeschasselt worden mit irgendeiner Diagnose und hat Antibiotika zugeschickt bekommen ohne irgendeine Untersuchung oder etwas. Im ersten Lockdown, da war ich ziemlich krank, blödes Timing. (...) Viele Kontrolluntersuchungen lässt man dann zB einfach weg, weil es ein irrer Aufwand ist. (...) Die Ärzte haben ja ihre Dienstzeiten geändert, manche waren ja teilweise nicht zu erreichen von den Fachärzten. Also da habe ich viele Problematiken erlebt.“ (Wien_A)

„Früher da bin ich zum Arzt gegangen, okay. Hast dich nicht anmelden müssen, da bist halt hingegangen und hast gewartet. (...) Jetzt musst du anrufen. Dann ist das Telefon, dass du dir einen Termin ausmachst, dann ist das schon besetzt. Da habe ich, glaube

ich, eine Woche habe ich ihn überhaupt nicht erreicht. (...) Ungefähr vor einer Woche habe ich Fieber gehabt. Ich habe nicht gewusst, habe ich 40 Grad Fieber gehabt. Aber habe ich gewartet, (...). Ich habe ja nicht gewusst, soll ich jetzt wen anrufen? (...) Weil dann habe ich auch keine Luft mehr gekriegt und ist mir das ganze Zimmer zu klein geworden. (...) Ich hätte nicht gewusst, wen ich jetzt anrufen muss.“ (Linz_A)

Wie man am besten mit den Risikogruppen umgehen sollte, bei denen eine höhere Gefahr besteht, schwer zu erkranken, war im Sommer 2020 ein heftig diskutiertes Thema, diesmal hatte es an Brisanz verloren: Vielleicht weil die Impfung dieser Risikogruppen schon abgeschlossen war? Nur in der Gruppe der Armutsbetroffenen in Wien wurde berichtet, wie schwierig Besuche bei Krankenhauspatienten*innen gewesen seien und dass insbesondere alte Menschen unter den Besuchseinschränkungen (auch in den Alten- und Pflegeheimen) massiv gelitten hätten: Schwerkranke hätten länger zur Erholung gebraucht, und an Demenz Leidende seien richtiggehend verfallen. Einer Teilnehmerin war es nicht erlaubt, ihre sterbende Mutter zu besuchen: Der letzte Kontakt zu ihr sei fünf Wochen vor ihrem Tod via Messenger-Dienst erfolgt.

„Meine Mutter ist völlig vereinsamt gestorben im Oktober im Pflegeheim. Ich habe sie noch fünf Wochen vorher einmal kurz via WhatsApp gesehen, ich habe meine Mutter sieben Jahre gepflegt, dass die dann komplett vereinsamt stirbt, das war schon schrecklich. Und sie hat so panische Angst gehabt. Sie ist Holocaust-Überlebende, und die hat so Angst gehabt vor diesen weißen Overalls. (...) Es macht schon so ein riesenschwarzes Loch in der Familie, wie Menschen sterben, das ist furchtbar.“ (Wien_C)

3.7 Homeschooling – Fluch, aber zuweilen auch Segen

„Am Anfang habe ich mich ein, zwei Noten verbessert. Und dann ist es schlimmer geworden. (...) Weil ich nicht mitgemacht habe. Und zu Hause hat es keinen Spaß gemacht. – Ja, war bei mir auch so. Es hat sich einfach die Motivation verloren. (...) – Es gibt keinen, der mir sagt, dass ich arbeiten soll. Und ich lag im Bett und der Unterricht lief. Der Unterricht lief im Hintergrund. Ich habe zwischendurch geschlafen.“ (FG_Jung)

„Im Online-Unterricht konnte ich halt viel mehr mitmachen. Ich hatte so alles im Griff irgendwie. Ich weiß nicht. Und in der Schule hatte ich so viel

mehr Stress irgendwie. Ich weiß nicht. Meine Noten haben sich dadurch viel mehr verbessert.“ (Jung_J)

„Dann das Homeschooling noch, und dann hat mir der Bub schon durchgedreht und, ich meine, sowieso ein anstrengendes Alter mit 15, Pubertät. Also wir haben es jetzt schon gescheit gespürt.“ (Linz_G)

Beim Thema Schule und Bildung gab es einen verblüffend nahtlosen Anschluss zwischen den Diskussionen im Sommer 2020 und jenen Ende Mai 2021. Im letzten Jahr kamen nur die Eltern zu Wort, diesmal auch die Schüler*innen selbst. Auch wenn sich die Perspektive und vor allem die Anliegen voneinander unterscheiden, sind doch die Beobachtungen und Aussagen von Eltern und Kindern durchgehend konsistent.

Von den elf **Jugendlichen, die an der Fokusgruppe** teilnahmen, haben neun in der Zeit der Lockdowns die Schule besucht. Zwei Mädchen haben **ihren Bildungsweg wegen des Fernunterrichts abgebrochen**: Eine von ihnen verstand den Online-Unterricht aufgrund ihrer mangelhaften Deutschkenntnisse nicht ausreichend und wurde in weiterer Folge negativ beurteilt, wie sie selbst erzählt: „Dann war ich natürlich sehr traurig.“ (Jung_C) Sie konnte aber sehr wohl mühelos unserer Diskussion folgen und an ihr teilnehmen. Der persönliche Kontakt scheint hier einen wichtigen Unterschied zu machen. Das gilt auch für die zweite Abbrecherin, die allerdings niemals Online-Unterricht hatte, sondern die Arbeitsaufgaben nur zugeschickt bekam. Ihre Leistungen verschlechterten sich, sie verlor die Lust und brach in der dritten Klasse Oberstufe ab, weil sie „nicht noch ein Jahr mit den ganzen Lockdowns und so in die Schule gehen wollte“ (Jung_G).

Von dieser zunehmenden Lustlosigkeit war in der Runde der Jugendlichen öfter die Rede: Aus den Wortmeldungen von drei Burschen geht hervor, dass der Online-Unterricht anfangs etwas Reizvolles gehabt haben muss. Jedenfalls erzählten alle drei unabhängig voneinander, dass sie nach der Einführung für kurze Zeit bessere Noten gehabt hätten, danach sei jedoch die Motivation verloren gegangen und die **Leistung abgestürzt**. Man gewinnt den Eindruck, dass die vielen passiven Stunden vor dem Computerbildschirm sowohl langweilig als auch anstrengend gewesen sind und es nur die wenigsten Lehrer*innen geschafft haben, die Aufmerksamkeit der Schüler*innen über längere Zeit hinweg zu fesseln. Schlechte wie gute, fleißige wie faule Jugendliche berichteten gleichermaßen davon, dass sie vor dem Monitor eingedöst oder eingeschlafen seien. Bei einem der drei Burschen stand zum Zeitpunkt der Fokusgruppe fest, dass auch er die Schule beenden und im Herbst zu arbeiten beginnen

wird (den Job hatte er fix); ob die Corona-Krise bei diesem Bildungsabbruch eine Rolle gespielt hat, ist nicht klar. Die beiden anderen werden die Schule fortsetzen und wünschen ausdrücklich, dass der Präsenzunterricht zurückkehrt.

„Zwei Stunden war ich da und dann bin ich eingeschlafen. Stehe um 15 Uhr auf und dann ich denke so, fuck Oida, jetzt habe ich das alles verpasst. Egal. Und ja. Meine Noten haben sich auch arg verschlechtert. Ja. So, ich würde lieber in die Schule gehen, anstatt das online immer zu machen.“ (Jung_H)

Doch nicht für alle Jugendlichen war Homeschooling ein Nachteil, sondern ganz im Gegenteil: drei Teilnehmer*innen **verbesserten ihre Noten**. Zwei Mädchen konnten sich offenbar besser konzentrieren und fühlten sich beim Distance Learning wohl; ein offenbar sehr guter Schüler nützte die Gelegenheit und seine digitale Kompetenz, um sich eine schöne Zeit zu machen, ohne dass er in der Schule schlechter geworden wäre.

↳ Exkurs: Enges Wohnen

Im Lauf der Diskussion wurde klar, dass es nicht allein die von ihr selbst angeführten mangelnden Deutschkenntnisse gewesen sind, die der einen Schulabbrecherin die schlechten Noten beschert haben. Ihre fünfköpfige Familie lebt in einer so kleinen Wohnung, dass mehrere Kinder in einem Zimmer gleichzeitig ihrem jeweiligen Online-Unterricht folgen und auch noch mitmachen sollten. Hinzu kam eine schlechte Internet-Verbindung, die immer wieder ausfiel. Dass sie den Unterricht nicht gut verstanden habe, bekommt so einen Doppelsinn.

„Bei mir war das sehr schwierig. Wir sind fünf Personen. Wir sollten immer in der Früh-, da haben wir Online-Unterricht gehabt. Manchmal haben wir überhaupt kein Internet gehabt und wir haben viele, viele Probleme gehabt. Zum Beispiel sollte ich vier Fragen stellen. Dann hat meine Schwester zu mir gesagt: Bitte leise. Und ich habe zu meiner Schwester gesagt: Sei du leise. Das war sehr schwierig für mich. Und die Wohnung war wirklich sehr klein für uns. Also jeder sollte ein Zimmer haben. Aber wir haben leider keine. Deswegen für uns war es ziemlich schwierig. Deswegen habe ich Fünfer bekommen.“ (Jung_C)

Zwei andere Teilnehmerinnen – sie sind Schwestern – befanden sich in einer ähnlichen Situation: Neun Personen in einer kleinen Wohnung, manche Geschwister hätten Online-Unterricht gehabt und einander dabei gestört, erzählte die ältere.

Und das jüngere Mädchen ergänzt: „Ja, das war schon schwierig. Wir haben auch kleine Geschwister. Die sind immer gekommen zwischendurch.“ (Jung_I)

„Wir sind neun Personen zu Hause. (...) Drei von uns müssen halt Online-Unterricht machen in einem Zimmer. Es war irgendwie so anstrengend. Und man hat halt nichts mitbekommen so. Alle reden irgendwie, und es war halt irgendwie schon schwierig. (I: Habt ihr gestritten?) Nein, aber zum Beispiel wenn ihre Lehrer geredet haben, haben auch meine geredet. Und von der anderen Schwester auch. Ich habe nichts mitbekommen, was mein Lehrer zu mir gesagt hat. Also es war urschwierig zu verstehen.“ (Jung_J)

Zu enge Wohnverhältnisse wurden zwar etwas öfter angesprochen als in der Vorgängerstudie, waren aber auch diesmal insgesamt selten Thema, und wenn doch, dann im Zusammenhang mit dem Homeschooling. Neben den drei Mädchen meinte auch eine Mutter, dass sie zu wenig Platz gehabt hätten, allerdings sei es möglich gewesen, dass jedes der beiden Kinder in einem eigenen Zimmer lerne. Auch die anderen Jugendlichen erklärten, dass der Platz ausreichend gewesen sei: Der Bruder habe sich im Wohnzimmer aufgehalten, er selbst im Kinderzimmer oder umgekehrt, erzählte zB einer der Burschen (Jung_F). Viele haben ein eigenes Zimmer, ihre Geschwister ebenso.

Die allermeisten Teilnehmer*innen haben also genügend Wohnraum, um Lockdowns gut zu überstehen. Der Schauspieler hatte mit der ungewohnten Unordnung seines Partners zu kämpfen, die er normalerweise nur am Wochenende zu ertragen gehabt hatte, die Regieassistentin mit einer Baustelle:

„Von 6:30 Uhr in der Früh bis irgendwie am späten Nachmittag hat es durchgehend gerattert. (...) Ich meine, wenn es jetzt warm ist und man kann rausgehen, ist es was anderes. Aber im Winter, wenn man dann den gesamten Tag in seiner Wohnung sitzt. Man kann nicht ins Kaffeehaus gehen zum Arbeiten (...). Man kann überhaupt nichts, man kann nicht spazieren gehen, weil es zu kalt ist. Und man sitzt in dieser vibrierenden Wohnung irgendwie über Monate. (...) Ich habe wirklich gedacht, ich werde wahnsinnig.“ (Kunst_B)

Bei den **erwachsenen Teilnehmer*innen mit schulpflichtigen Kindern** stand das Homeschooling mehr im Mittelpunkt als in der Runde der Jugendlichen, die ihre Schwerpunkte

mehr auf Sport, die Einschränkungen des Alltagslebens, die sozialen Kontakte, das Wohlbefinden und die Freizeit legten. Die jungen Leute erzählten zB entweder wertfrei vom vielen Schlafen und dem damit einhergehenden Verlust der Alltagsstruktur oder fanden all das auch ein bisschen cool, den Eltern bereitete es hingegen beträchtliche Sorgen, und zwar unabhängig davon, ob sich die Leistungen der Kinder in der Schule verschlechterten. Die Eltern erzählten, dass sie dafür sorgen mussten, dass die Kinder wach bleiben, die Jugendlichen – aus ihrer Perspektive natürlich – ebenfalls.

„Er hätte teilweise bis, wenn wir ihn nicht aufgeweckt hätten, bis 12 Uhr auch geschlafen, und das jeden Tag. Das geht aber nicht, weil es sind keine Ferien. Und das musst du einem 15-Jährigen einmal beibringen.“ (Linz_G)

„Im Online-Unterricht ich bin immer eingeschlafen. Und meine Mutter kommt und: Steh auf, mach deine Aufgaben und ja, das war am schwierigsten für mich.“ (Jung_D)

Ein Thema, das bei den Eltern dominant war, wurde von den Jugendlichen gar nicht angesprochen: dass **Mutter und Vater zu Hause die Rolle der Lehrer*innen übernehmen mussten**, also mit ihren Kindern in einem Ausmaß lernten, das weit über die normalen Hilfestellungen hinaus ging. Insbesondere wenn die Leistungen ihrer Kinder nachließen oder es den Schulen nicht gelang, einen funktionierenden Fernunterricht zu organisieren, sahen sich die Eltern geradezu gezwungen einzuspringen und eine Rolle zu übernehmen, die sie nicht haben wollten, die sie mehrfach überforderte und die häufig auch nicht wirklich funktionierte.

Eine Fremdsprache mit Hilfe schriftlicher Unterlagen und zweier Video-Konferenzen pro Semester zu lernen, sei unmöglich, erläuterte eine Alleinerzieherin (Wien_B) über den Französisch-Unterricht ihrer Tochter. Sie habe ihr eigenes Leben hintangestellt und den Unterricht, so weit es ihr möglich sei, übernommen. Als Folge sei sie ständig erschöpft gewesen – und Französisch habe die Tochter, die dann doch Widerstand gegen die Mutter in der ungewohnten Rolle gezeigt habe, auch nicht wirklich gelernt. Einen entgegengesetzten Zugang wählte die Alleinerzieherin eines 14-jährigen Sohnes: „Ich bin nicht für Bildung zuständig, das ist eine Staatsaufgabe. (...) Also habe ich ihn in die Schule geschickt. Dort hat er mehr oder weniger Einzelunterricht gehabt und war glücklich. Aber natürlich auch immer nur von 8 bis 12, aber wenigstens das.“ (Wien_C) Sie weigerte sich konsequent, die Rolle der Pädagogin zu übernehmen. Hilfreich sprangen hier die erwachsenen Schwestern des Burschen und vor allem der naturwissenschaftlich und mathematisch kundige und zudem ausgesprochen hilfsbereite Nachbar ein. Beide Mütter betonten, dass es ihnen gelungen sei, das gute Verhältnis zu den Kindern zu bewahren.

Für eine dritte Mutter war das Homeschooling ihres 15-jährigen Sohnes das Schlimmste an der gesamten Corona-Krise: schlimmer als die COVID-Erkrankung der ganzen Familie, schlimmer als die Unmöglichkeit, die krebserkrankte Schwiegermutter im Krankenhaus zu besuchen, schlimmer als der belastende Job ihres Partners auf einer COVID-Spitalsstation in Linz (*Linz_G*). Bei ihr war noch klarer als bei den anderen beiden Müttern, dass sie fachlich nicht genügend kompetent ist, um dem Sohn zu helfen, besucht dieser doch eine HTL. Auch dieser Bursch wird nach der 5. Klasse HTL seinen Bildungsweg abbrechen und ins Arbeitsleben einsteigen; und auch hier ist nicht klar, ob die Corona-Krise daran Anteil gehabt hat.

Distance Learning bedeutete keineswegs immer Online-Unterricht, bei dem zumindest eine gewisse Anwesenheit der Lehrenden gegeben ist. Häufig seien auch nur Unterlagen mit Arbeitsaufträgen verschickt worden, berichteten sowohl die Jugendlichen als auch die Eltern. Das sei an der unzureichenden digitalen Infrastruktur mancher **Schulen** gelegen, aber auch an der mangelnden Kompetenz bzw. Überforderung der **Lehrenden**. Diese seien, so eine der beiden Alleinerzieherinnen, „am Anschlag“ (*Wien_C*) gewesen, infolge des fehlenden Bildungskonzepts für die Corona-Zeit sowie der stets kurzfristig verkündeten Änderungen. Für die Eltern bedeutete dies, dass sie (genauso übrigens wie im Sommer 2020) nicht mit der Unterstützung der Schule rechnen konnten, ja manchmal nicht einmal die Informationen erhielten, die sie gerne gehabt hätten. Sie gewannen den Eindruck, dass manchen Lehrenden alles egal geworden sei, und äußerten ihre Kritik mit heftigen Worten. Irritiert zeigte sich eine Mutter von vier Kindern, dass all die Dinge, denen bisher im Schulalltag größte Wichtigkeit beigemessen worden sei und die ihr als alleinerziehender, berufstätiger Mutter das Leben schwer gemacht haben (zB die Anwesenheitspflicht im Unterricht, das pünktliche Eintreffen von Entschuldigungen), plötzlich jede Bedeutung verloren haben (*Wien_C*).

„Wenn du dort anrufst, da kennt sich keiner aus, keiner weiß, wo du was herkriegst. Das Sekretariat funktioniert sowieso nicht. Alle sind im Homeoffice, was weiß ich, es ist eine Katastrophe. Du musst alles selber machen.“ (*Wien_B*)

„Die scheißen drauf. Entschuldigung, dass ich das sage. Der [Sohn] geht ins Gymnasium weiter, der muss auf den Stoff kommen, es geht nicht anders. Die kommunizieren nicht mehr mit mir, die Lehrer. Ich sage, es gibt ein Recht, er darf sich die Noten ausbessern, wenn es keine zweite Schularbeit gibt. Das wissen sie nicht, weil ja keiner mehr planen kann überhaupt, wie lange die Schule offen ist. (...) Die Lehrer sind angepisst bis zum Geht-nicht-mehr, bis zum Geht-nicht-mehr. Die machen nichts mehr. Aber es geht da eigentlich um die Zukunft meines Kindes. (...) Ich bin echt entsetzt eigentlich, weil mir haben sie jetzt (...) 20 Jahre lang getriggert, ich bin eine schlechte

Mutter und die Unterschrift nicht gebracht und das Kind zu spät entschuldigt usw.
Und jetzt scheißen sie auf die Kinder. Und das finde ich nicht okay.“ (Wien_C)

Sowohl von den Eltern als auch von den Jugendlichen kamen Hinweise auf ein problematisches Detail am Homeschooling: **Geschwister, die** häufig miteinander **streiten**, können nicht unbeaufsichtigt zu Hause gelassen werden. Eine Mutter erzählte, sie habe ihre beiden Kinder beim Streit regelmäßig trennen müssen (Wien_B), die Jugendliche aus Linz, dass immer jemand zu Hause sein musste, um sie und ihren kleineren Bruder zu beaufsichtigen, manchmal habe die Mutter deshalb nicht arbeiten gehen können.

„Das einzige Problem war: Meine Mama hat in die Arbeit müssen, und mein kleiner Bruder hat Homeschooling gehabt und ich auch. Und dann war das immer so, weil ich und er uns nicht so wirklich verstanden haben, hat wieder irgendwer kommen müssen, der auf ihn dann schaut. Und also es war so, meine Mama hat sich dann freigenommen immer, dass sie halt daheim ist.“ (Jung_G)

Die Berichte über die Schwierigkeiten mit dem Homeschooling kamen alle von Menschen mit längerer Armutserfahrung. Zwei der Mütter sind gut gebildete Alleinerzieherinnen. Die befragten Jugendlichen leben alle in ökonomisch schwachen Familien und haben zudem mehrheitlich eine Migrationsgeschichte in der Familie. Von den Künstlern*innen hat niemand schulpflichtige Kinder, sehr wohl aber manche der EPU und der „neuen“ Arbeitslosen. In diesen beiden Gruppen hieß es, auch auf ausdrückliche Nachfrage, die Kinder hätten keine Probleme mit dem Distance Learning gehabt, zumindest nicht in der Schule. Allerdings brach der Sohn einer Musikerin sein Universitätsstudium gleich im ersten Semester wieder ab und begann in einer Security-Firma zu arbeiten.

„Mein Ältester hat sein Studium geschmissen, weil er online nicht studieren kann. (...) Der ist eingestiegen mitten im Jahr. Weil es mit seinem Zivildienst sich nicht anders ausgegangen ist. Er fängt an im März zu studieren und zack, alles zu. Der war zweimal die ganze Zeit an der Uni und hat dann gesagt: Mutter, ich schaffe das nicht, ich gehe jetzt arbeiten. Und hat sich einen Job als Security jetzt eben gesucht.“ (Kunst_F)

Unsere Erhebung gibt also Hinweise darauf, dass das Homeschooling für armutsbetroffene Eltern – insbesondere Alleinerzieher*innen – und Kinder eine größere Belastung dargestellt haben könnte als für andere – und das, obwohl ein dominantes Thema der Vorgängerstudie diesmal kaum Probleme bereitete: die digitale Ausstattung der Haushalte. So hatten zB alle

befragten Jugendlichen einen eigenen Laptop zur Verfügung, und auch die Internetverbindungen waren in den meisten Haushalten stabil. Wie sehr Bildungsferne und lückenhafte Deutschkenntnisse eine Rolle spielen können, zeigt das Beispiel des Taxifahrers aus Pakistan, der an der Fokusgruppe der „neuen“ Arbeitslosen teilnahm. Angesichts von vier schulpflichtigen Kindern im Homeschooling war seine Überforderung mit Händen zu greifen:

„Ich habe so viele Kopfschmerzen bekommen wegen der Corona-Zeit. Ganze Zeit alle Kinder zu Hause, nur spielen, online lernen, Schule. Online, keine Erfahrung die Kinder. Auf einmal online lernen. Bitte Papa, ich habe das nicht verstanden. Wie kann ich es ihnen erklären? Ich habe schon Schule gemacht in meinem Land, auf Englisch. Ich kann auf Englisch erklären. Aber hier Schule ist auf Deutsch. (...) Ich kann das nicht. (...) Bei mir ist der Kopf kaputt gegangen. Schreien mit den Kindern: Nicht spielen. (...) Ganz Zeit nur Internet und so. (...) Diese Zeit war so schwer. Gott sei Dank jetzt Schule offen, Gott sei Dank. Kinder gehen lernen, alles fragen, nicht meinen Kopf kaputt machen, sondern Lehrerin fragen, was ist richtig. Jetzt ist Frieden.“ (AMS_F)

Zwei Mädchen aus der Fokusgruppe der Jugendlichen berichteten, dass die Suche nach **Lehrstellen** während der Lockdowns sehr schwierig gewesen sei: Es habe nur sehr wenige freie Plätze gegeben, und sie hätten bisher nur Absagen bekommen. Dieses Problem hatte sich schon im Sommer 2020 gezeigt, ebenso dass ein Schulwechsel kompliziert sei, insbesondere wenn man eine Aufnahmeprüfung machen müsse. Die Maskenpflicht, manchmal auch Plexiglas-Wände, machten es für die Bewerber*innen hier wie dort fast unmöglich, „einen persönlichen Eindruck zu hinterlassen“ (Wien_C).

4 Hilfe und Unterstützung – gut Ding braucht Weile

„Das Witzige ist, dass der Frust überwiegt. Man kriegt zwar das Geld irgendwann. Aber wenn wir dann bei der psychischen Belastung sind, [die ist] da oben [zeigt mit der Hand nach oben]. Sie reichen am 26. November den Fixkostenzuschuss ein, dann hören Sie nichts, also nachfragen. Ich habe jede Woche am Montag um 11 Uhr angerufen, da haben sie dann schon nette Callcenter-Damen angestellt. Die wurden vom AMS gezwungen, den Job anzunehmen. Die hat dann gesagt: Ja, ja, ich sehe es eh, ich weiß nicht, was damit ist. Also das war so, als ob ich nicht angerufen hätte. Und dann müssen Sie Ihrer Familie erklären: Ich habe schon wieder beim Fixkostenzuschuss angerufen. Die haben noch nichts. Und das müssen Sie bis zum 8. März durchhalten.“ (EPU_D)

Der Sturm der Entrüstung, der beim Thema staatliche Corona-Hilfen in den Fokusgruppen des vergangenen Jahres regelmäßig aufgekommen war, hat sich inzwischen weitgehend gelegt. Was sich im Sommer 2020 gerade anzudeuten begann, nämlich dass die finanzielle Unterstützung bei jenen wirklich ankommen würde, die sie brauchen, hat sich in den letzten zehn Monaten offenbar bestätigt. Am deutlichsten zeigte sich dies in der Runde der **Künstler*innen**: Von der Enttäuschung und Empörung darüber, dass sie über Monate hinweg keinerlei finanzielle Unterstützung erhalten hatten und im Gegensatz zu anderen Branchen quasi unbeachtet links liegengelassen worden waren, blieb nur eine Erinnerung und eine einzige bittere Bemerkung darüber, dass andere leichter mehr Geld erhalten hätten. Wie bereits in Kapitel 3.3 erwähnt, boten die zwar in der Regel niedrigen, aber regelmäßigen staatlichen Hilfen eine ungewohnte Sicherheit, die zumindest die prekär arbeitenden Künstler*innen weitgehend versöhnt zu haben scheint.

„Da habe ich auch am Anfang gedacht: Super jetzt kriege ich nichts, gar nix, und kann auch nicht in die Arbeitslose gehen. (...) Retrospektiv sind vier Monate gar nicht so lange. Aber wenn du (...) da drin bist, man wusste ja nicht, was da kommt.“ (Kunst_A)

„Wenn man sieht, was für Hilfen wohin gegangen sind, denkt man sich auch, was man alles aufführen muss, dass man ein bisschen Geld bekommt. Dann muss man auch

noch so furchtbar dankbar sein, dass man jetzt nicht auf der Straße landet (...). Anderswo geht es halt easy. (...) Es war ein bisschen schwierig nachzuvollziehen, also auch politisch schwierig nachzuvollziehen.“ *(Kunst_D)*

Was sich wieder zeigte: Das **holprige Zusammenspiel der einzelnen Sozialversicherungsträger spiegelt sich in der Treffsicherheit der Corona-Hilfen wieder**. Dass Menschen, die einmal selbstständig und dann wieder angestellt arbeiten, es im Sozialsystem schwer haben, wurde in der Diskussionsgruppe der Künstler*innen ausführlich besprochen, trifft aber auf alle „Grenzgänger*innen“ *(Kunst_D)* zu. Die Sozialversicherungen seien schlecht aufeinander abgestimmt, erläuterte der Schauspieler, man müsse die Pflichtversicherung bei der SVS stets „loswerden“, um den Anspruch auf Arbeitslosengeld einzulösen. Das dem Sozialversicherungssystem zugrundeliegende Denken in den beiden Kategorien „selbstständig“ oder „unselbstständig“ verwehrte manchen Künstlern*innen oder EPU den Zugang zu den staatlichen Corona-Geldern. Letztes Jahr erzählte ein Reiseleiter, dass er durch einen unglücklichen Zufall bei Ausbruch der Pandemie arbeitslos gemeldet gewesen sei und deshalb zwar einen (sehr geringen) AMS-Bezug habe, aber um die wesentlich höhere Corona-Hilfe für Selbstständige umgefallen sei. Diesmal war es die Regieassistentin, die als Grenzgängerin zwischen selbstständiger und unselbstständiger Arbeit mit dem AMS-Bezug in der Pandemie die schlechteren Karten hatte.

„Ich bin streckenweise angestellt und dann wieder nicht. (...) Es war für mich nie so sehr ein Problem vor Corona. Sondern das ist einfach gelaufen, wie es war, ist aber dann zu einem Problem geworden. (...) Das war dann ein riesiges Chaos, weil ich nicht wusste, wie ich irgendwie um Hilfen ansuchen kann oder auch nicht oder wie auch immer. Und es ging auch oft nicht, weil ich halt so eine Grenzgängerin war. Und das ist mir halt aufgefallen, dass dieses ständige freiberuflich, nicht freiberuflich Sein irgendwo ein Nachteil ist, (...) wenn es dann darauf ankommt, irgendwie eine Absicherung zu haben. Aber ich wüsste auch nicht, wie man es besser machen kann, weil im Theater ist es so.“ *(Kunst_D)*

Die Therapeutin, die in der EPU-Gruppe mitdiskutierte, hatte doppeltes Pech: Infolge eines schweren Arbeitsunfalls hatte sie ihre selbstständige Tätigkeit im Jahr vor der Pandemie nur eingeschränkt ausüben können und wollte ab Frühjahr 2020 ihre Workshops wieder voll anbieten. Corona-Hilfen gab es wegen des niedrigen Umsatzes 2019 also keine. Ihr Glück im Unglück war, dass sie einen Teilzeitjob im Sozialbereich hat. Ihre Wortmeldungen ließen mitten in der EPU-Gruppe die **Probleme der unselbstständigen Arbeit im Sozial- und Ge-**

sundheitsbereich aufpoppen: zB die niedrige Bezahlung. Für die Therapeutin hieß das konkret, dass sie plötzlich nicht genug verdiente, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, geschweige denn dem in Deutschland studierenden Sohn seine monatliche Unterstützung zu schicken. Hilfe kam von unerwarteter Stelle: Flüchtlinge aus Aleppo, die sie davor betreut hatte, standen mit Essen vor ihrer Wohnungstür.

„Und die mir am allermeisten geholfen haben, das waren die Menschen, denen ich ehrenamtlich sehr geholfen habe. Das waren die, die aus der Hölle von Aleppo geflohen sind. Und die standen dann vor der Tür und haben mir Essen gebracht. Weil ich habe wirklich nichts mehr ...“ (EPU_A)

Hilfen aus dem privaten Umfeld wurden sehr viel seltener erwähnt als im letzten Jahr. Doch auch diesmal waren sie es, die in den schlimmsten Notlagen Erleichterung brachten und nach wie vor bringen: der eben erwähnten Therapeutin ebenso wie der Marktfahrerin aus derselben Fokusgruppe, die mitten in der Corona-Krise als Alleinerzieherin mit zwei kleinen Kindern wohnungslos war. Die Leiterin des Sozialmarkts, in dem sie damals einkaufte, quartierte sie und die Kinder kurzerhand in Nebenräumen des Geschäfts ein – zum Missfallen des Liegenschaftseigentümers, der aber auf Kontrollen verzichtete (wegen der Kontaktbeschränkungen, wie die Marktfahrerin vermutet). Bei jener berufstätigen Teilnehmerin mit langer Armutserfahrung aus Wien, die nach einer Kürzung der Unterhaltszahlungen für den 14-jährigen Sohn trotz Erwerbstätigkeit nur 13 Euro täglich zur Verfügung hat, sprang die Familie ein: Ihr Bruder bezahlte sie dafür, dass sie die Renovierung seiner Wohnung organisierte und überwachte, ihre drei bereits erwachsenen Töchter sorgen dafür, dass der kleine Bruder die coole Kleidung bekommt, die seinem Alter entspricht. Der klassischen Instrumentalistin besserten die Eltern das Einkommen immer wieder auf. Und schließlich erwähnte auch der im Tourismus tätige EPU, aus dem familiären Umfeld und dem Freundeskreis Unterstützung erhalten zu haben.

Im Rückblick kann die eminente Bedeutung, die der privaten Unterstützung im Frühjahr und Sommer 2020 zukam, als Indiz dafür gelesen werden, wie kritisch die finanzielle Situation vor allem der prekär Lebenden damals gewesen sein muss; aber auch darauf, dass manche (wieder vor allem prekär Lebende, aber zB auch gut verdienende EPU) in der für alle überraschenden Situation keine ausreichenden Ressourcen hatten, um den Einkommensausfall schnell aufzufangen. Inzwischen scheint sich die Situation weitgehend entspannt zu haben, vor allem für Künstler*innen, nicht aber für die Befragten mit langer Armutserfahrung aus Wien und Umgebung (siehe Kapitel 3.3) und nur teilweise für die EPU. Nur in diesen beiden Fokusgruppen waren die privaten Hilfen auch jetzt noch ein Thema.

Von den Teilnehmer*innen an der **EPU-Runde** waren jene beiden, die vor der Corona-Krise gut verdient hatten, juristisch so sattelfest, dass sie die staatlichen Hilfen selbst beantragen konnten: Härtefallfonds, Fixkostenzuschuss, Ausfallsbonus und Umsatzersatz für November bzw. Dezember 2020. Sie waren Experten für die Antragstellung geworden und beanstandeten auf grundsätzlicher Ebene, dass die Hilfe praxisfern und lückenhaft (gewesen) sei. Außerdem gebe es keinen Rechtsanspruch und daher keine Bescheide; die EPU würden auf diese Art zu „Almosen-Empfängern“ (*EPU_D*) gemacht. Als konkrete Kritikpunkte nannten sie:

- **Die Antragstellung sei zu kompliziert** und würde juristisch nicht vorgebildete EPU überfordern. Ein lebender Beweis für diesen Vorwurf saß in der Fokusgruppe: Die Marktfahrerin hatte schon im letzten Sommer an der Studie teilgenommen und damals erzählt, dass sie keine Chance auf staatliche Hilfe habe. Inzwischen war es ihr gelungen, eine hilfsbereite Steuerberaterin zu finden, die die Hilfen teilweise unentgeltlich beantragte. Ein Jahr musste die vor der Corona-Krise prekär lebende Alleinerzieherin freilich (unter schwierigsten und psychisch sehr belastenden Bedingungen, siehe Seite 25) selbst überbrücken, bis Geld eintraf. Sie erzählte, dass es anderen Marktfahrer*innen ähnlich ergangen sei: etwa griechischen Kollegen*innen, die sich erst auf ihr Betreiben um die Hilfen bemüht haben.

„Umsatzersatz habe ich eingereicht und habe ich es gleich einmal zurück gepfeffert gekriegt mit Nein, weil meine Branche ist eben nicht zugehörig. Da habe ich pünktlich um acht in der Früh ins Telefon geweint, was das eigentlich soll, weil das war das erste gewesen, wo ich einfach nur einmal Anspruch gehabt hätte. Endlich einmal. Ich habe auch telefoniert und E-Mails geschrieben (...) Das war eine ziemliche Odyssee. (...) Ich habe (...) den für November nicht gekriegt, den für Dezember schon, weil ich eine Steuerberaterin gefunden habe, die mir unentgeltlich bestätigt hat, dass meine Branche zugehörig ist. (...) Dann habe ich diese 12 Anträge auf einmal eingereicht, und dann war es tatsächlich so, dass sie mir alle paar Tage einen bewilligt haben.

Den Härtefallfond, da hat es ja die erste Instanz gegeben und dann die zweite. Ich habe immer nur bei der zweiten was gekriegt. Beim ersten bin ich ja gleich durchgefallen. Beim zweiten habe ich jetzt nach einem Jahr etwas gekriegt. (...) Fixkostenzuschuss weder erste noch zweite. (...) Jetzt kann ich mir eine Steuerberaterin leisten und die schaut sich das an, ob sich das auszahlt, dass man da etwas einreicht. (...) Ausfallbonus schaut sie sich auch gerade an, ob sich da noch etwas ausgeht. (...) Dann also Corona-Familienhärtefond, das war irgend so ein Pauschalbetrag. Den habe ich

damals nicht gekriegt, inzwischen schon, weil ich jetzt den Härtefallfond auch gekriegt habe. Der ist nämlich daran geknüpft gewesen.

Ich habe den Härtefallfond für ein Jahr nachgezahlt gekriegt, nach einem Jahr. Also ich habe jetzt wirklich ein Jahr selber überbrücken müssen. (...) Damit bin ich jetzt ziemlich erleichtert finanziell, sage ich mal, weil das war schon superzack. Also das war eine psychisch extreme Belastung, dass ich nicht gewusst habe, ob ich das Geld noch kriege und wie ich tun soll allgemein, während ich eigentlich nicht arbeiten konnte.“

(EPU_C)

- Die Dauer von der Antragstellung bis zur Auszahlung der Hilfen sei viel zu lange gewesen, vor allem weil die Verwaltung mit der Aufgabe und dem Volumen der Anträge überfordert gewesen sei. Inzwischen gelinge die Auszahlung teilweise schnell.

„Man muss sich vorstellen, man ist mit den EPU so umgegangen, wie wenn ich hergehen würde mit einem Angestellten, ich kündige den fristlos. Dann kann der zum AMS gehen, und der beim AMS sagt zu ihm: Ja, ich sehe die Situation, Ihnen geht es schlecht, kommen Sie in vier Monaten wieder, weil inzwischen müssen wir noch die Gesetze nachjustieren. Dann kommt er nach vier Monaten wieder, sagt der [vom AMS]: Wissen Sie, so weit sind wir jetzt noch nicht. Sie kriegen noch immer kein Geld, aber ich kann Ihnen versprechen, in zwei Monaten werden wir es überwiesen haben. Wenn er nach zwei Monaten wiederkommt, sagt der [vom AMS]: Passen Sie auf, (...) wir haben gerade die Minister gewechselt. Kommen Sie in zwei Monaten wieder, dann werden wir das wohl geklärt haben. Das ist doch eine Katastrophe.“

(EPU_B)

„Der Härtefallfond (...) funktioniert jetzt hervorragend, einmal eingespielt. (...) War mühsam, um es einmal zu verstehen und dorthin zu kommen.“

(EPU_D)

- Bezüglich der Höhe war es den EPU wichtig zu betonen, dass sie keine Überförderung erhalten hätten. Ganz im Gegenteil würden sie nicht annähernd so viel Geld erhalten, wie sie normalerweise verdienen, und mit den Hilfen gerade ihre Fixkosten decken können.

„Man muss dazu sagen, die Republik hat mir ein Arbeitsverbot erteilt aus dem Argument der Gesundheitskrise. (...) Ich will doch sagen, dass das Geld, das wir da jetzt so scheinbar bekommen haben, wo es auch schon die Tendenz gibt zu sagen, die sind alle überfordert und wir kriegen alle so viel Geld, also lieber würde ich arbeiten,

dann könnte ich ordentlich leben. Aber jetzt stehe ich wieder genauso wie vorher da, dass ich null Geld habe. Weil das ist aufgegangen für Finanzamt, Sozialversicherung, Miete, Telefonkosten und das Übliche. Aber eingenommen habe ich null.“ (EPU_D)

- Nicht nachvollziehbar sei häufig, warum ein bestimmter Betrag ausgezahlt oder eben nicht ausgezahlt werde.

„Man fragt sich dann: Ausfallsbonus? Bekomme ich irgendwas? Brutto. Und da kommt eine Summe, und mir ist es noch nicht gelungen, wie die zustande kommt, nachzurechnen. (...) Vom Familienhärteausgleichsfond weiß ich es bis heute nicht, warum ich noch nicht alles bekommen habe.“ (EPU_D)

5 Ein Blick in die Glaskugel – was von der Corona-Krise bleiben könnte

„Die Perspektive geht irgendwie verloren, dass es wieder einmal gut wird, sage ich einmal.“ (EPU_C)

Wünsche und Erwartungen für die persönliche Zukunft

Am Ende der Diskussion stand die Frage, was die Teilnehmer*innen persönlich bis Weihnachten erwarten, verbunden mit der Bitte, auf einer Skala (bestehend aus drei Smileys: ☹ --- 😐 --- 😊) anzuzeichnen, wo sie sich gegenwärtig verorten, und wo Ende 2021. Genauso wie im Sommer des vergangenen Jahres wollten oder konnten sehr viele ihre eigene Zukunft in Worten nicht einschätzen. Zur Unsicherheit gesellte sich nun auch Zaghaftheit, die am besten von einem Burschen in der Runde der Jugendlichen beschrieben wurde:

„Ich will mich jetzt nicht zu sehr freuen. Weil man stellt sich immer so ein, und dann wird es doch nichts (...). Aber ich habe das Gefühl, dass es so wie letzten Sommer sein wird. Dass alles gelockert wird und dann im Winter wieder Lockdown.“ (Jung_G)

„Vorstellung habe ich keine, ich hoffe, dass wir wieder mit Freunden oder Familie feiern können. Das ist meine Hoffnung. (I: Und glaubst du es?) Noch nicht, nein.“ (Linz_F)

Die wenigen **Wünsche**, die geäußert wurden, sind bescheiden und nehmen die dominanten Themen der Corona-Krise auf: Zwei Jugendliche und eine Pensionistin wollten die Reisen nachholen, die sie absagen mussten. Von den beiden „neuen“ Arbeitslosen, die eine fixe Jobzusage haben, wünschte sich die Haushälterin aus Serbien Gesundheit, und der EDV-Fachmann meinte: „Ich habe schon einen Wunsch zum Jahresende, auch wenn das ein bisschen ein kindlicher Wunsch ist, aber ich wünsche mir zum Beispiel wieder Weihnachtsmärkte.“ Der karitative Punschstand, den er immer mitbetreue, habe ihm „persönlich letztes Jahr gefehlt.“ (AMS_C) Die anderen Teilnehmer*innen an dieser Fokusgruppe möchten einen neuen Arbeitsplatz, wobei sie viel Zuversicht zeigen. Das unterscheidet sie von den EPU, die sich auf eine lange Durststrecke eingestellt haben bzw. fürchten, von Null anfangen zu müssen; sie rechnen damit, noch viele Monate nicht oder kaum arbeiten zu können und

daher auch kein Geld zu verdienen, was ihre Motivation deutlich einbremst. Von den Künstler*innen sagte keine*r etwas über die persönliche Zukunft, sie konzentrierten sich auf allgemeine Entwicklungen in der Kulturbranche, die sie ausführlich besprachen (siehe Tabelle Seite 89).

„Vollgas wieder. Also es wird alles vorbeigehen, es wird alles besser werden. Ich bin absolut optimistisch. Also spätestens, ich sage mal, bis Herbst möchte ich wieder irgendwo einsteigen. Muss aber gleich dazu sagen, wenn es nicht ist, habe ich kein Problem damit. (...) Wird sich sicher was ergeben, ja. Kein Problem.“ (AMS_D)

„Es gibt so einen Witz. Ich bin ein einfacher Mensch, alles was ich brauche, ist viel Geld und Ruhm. Na, bei mir ist ganz einfach, ich will einen Job finden, unbedingt. Natürlich so schnell wie möglich. Und nicht irgendwo in Spedition. Da kann ich jetzt schon einsteigen. Aber in Industrie. (..) Deswegen muss ich mehr daran arbeiten, mehr Bewerbungen rauschicken. (...) Und Hochzeit im September, wir haben das schon geplant. Dann fahren wir für zwei Wochen nach Georgien. Neue Möbel für die Wohnung kaufen. Wir sind zusammengezogen. Und wir planen noch Kinder.“ (AMS_B)

„Ich denke eigentlich so wenig wie möglich darüber nach. (I: Ist es so bedrohlich?) Ja. Und eben, wenn ich nicht darüber nachdenke, dann sehe ich, dass ich es bis jetzt immer noch geschafft habe, also-.“ (EPU_C)

„Gerade die kleinen Dienstleister, EPULER und Ähnliches [müssen] zunächst einmal eineinhalb Jahre Verlust aufholen, weil das hat natürlich an Eigenkapital und Ähnlichem gezehrt, und an Verträgen für die Zukunft. (...) Das kann man nicht gleich alles aufholen. Das heißt, drei Jahre für die Krisenbewältigung. (...) Selbst wenn ich jetzt nicht verzweifle, weil ich aufgrund meines Alters und Erfahrungen weiß, dass ich überleben werde, ist es trotzdem nicht gottgegeben. Weil sämtliche Rahmenbedingungen dagegen sprechen, werde ich auch im nächsten Jahr noch keinen Umsatz haben, geschweige denn einen Deckungsbeitrag.“ (EPU_D)

„Die Schüler, ob sie wiederkommen, ist fraglich. (...) mit den freischaffenden Tanztherapiestunden. Die Eltern klopfen so ein bisschen an, ob ich es denn wieder einmal mache. Ja, habe ich schon vor, aber das wird wieder von-. Ich kann (...) von null wieder anfangen, dass man alle Leute wieder anschreibt, wer da wiederkommt.“ (EPU_A)

Die Einträge auf der **Smiley-Skala** bestätigen die verhaltene Stimmung. Sie zeigen, dass eine Mehrheit für die persönliche Zukunft entweder eine negative Entwicklung oder Stagnation erwartet (negativ: 10, gleichbleibend: 10, positiv: 16). Betrachtet man, wo genau auf der Skala sich die Befragten in Gegenwart und Zukunft verorten, zeigen sich bemerkenswerte Unterschiede, zB bei den beiden Gruppen der lange Armutsbetroffenen: In der **Wiener Runde** waren die aktuelle Stimmung und die Erwartungen insgesamt am negativsten, fast alle Eintragungen für die Gegenwart und für die Zukunft finden sich in der negativen Hälfte der Skala. In der **Linzer Gruppe** hingegen wurde für den Befragungszeitpunkt keine einzige Eintragung in der negativen Hälfte platziert, das mag an der Freude über die Öffnung nach dem Lockdown liegen, denn die Erwartungen waren eher pessimistisch, rutschten aber in der Regel nicht in die negative Hälfte der Skala. Die „**neuen**“ **Arbeitslosen** verorten sich durchgehend in der positiven Hälfte, die Künstler*innen in der Gegenwart rund um die neutrale Mitte mit eindeutig positiven Erwartungen. Den **Jugendlichen** geht es ein bisschen wie den Linzer*innen: Sie sahen sich zum Zeitpunkt der Diskussion entweder in der Mitte oder ganz beim lachenden Smiley, hatten aber für die Zukunft schlechte Erwartungen, und zwar noch schlechtere als die Armutsbetroffenen; viele verorten sich am Ende des Jahres in der negativen Hälfte der Skala. Bei den **EPU** schließlich zeigt sich ein positiveres Bild, als ihre Wortmeldungen erwarten lassen: Drei sind optimistisch, nur eine*r pessimistisch.

Entwicklungen in Gesellschaft, Kunst, Wirtschaft und Politik

Immer wieder kam in den Diskussionen die Frage auf, was die Zukunft für das große Ganze bringen wird: für Gesellschaft, Kunst, Wirtschaft oder Politik. Es mischten sich dabei häufig die Perspektiven: Gleichzeitig mit dem Blick in die Zukunft wurden oft Entwicklungen beschrieben, die in den Augen der Befragten in der Corona-Krise ihren Anfang nahmen oder von ihr beschleunigt wurden. Mehrmals wurde angesprochen, dass Versäumnisse der Vor-Corona-Zeit sichtbar geworden seien. Die Teilnehmer*innen leiteten also die von ihnen vorhergesagten Entwicklungen direkt aus der Corona-Krise ab. Sie gaben damit eine Einschätzung darüber ab, was uns von der Pandemie erhalten bleiben könnte.

Ein Thema wird hier detailreicher dargestellt, weil es schon in der letzten Studie aufkam und diesmal besonders ausführlich diskutiert wurde: die Brüche in der Gesellschaft. Die anderen Themen finden genauso wie im letzten Bericht Platz in einer Tabelle, die diesmal allerdings sehr viel länger geworden ist. Die Teilnehmer*innen haben in der langen Zeit der Pandemie eine größere Zahl von Entwicklungen beobachtet und daraus ihre Prognosen abgeleitet.

Diese Tabelle ist eine umfangreiche Materialsammlung, die ein allgemeines Stimmungsbild vom Frühsommer 2021 gibt.

Neue und tiefere Gräben in der Gesellschaft

Sehr vorsichtig haben wir in der Vorgängerstudie darauf hingewiesen, dass sich in unserem Material Indizien dafür finden, dass sich im Zuge der Pandemie bestehende Brüche in der Gesellschaft vertieft und neue aufgemacht haben. Inzwischen kann man kaum noch eine Zeitung aufschlagen, ohne von der „Spaltung der Gesellschaft“ zu lesen⁴. Die qualitative Sozialforschung hat sich also einmal mehr als „soziales Fieberthermometer“ erwiesen, das Entwicklungen schon frühzeitig zu erkennen vermag.

In den Diskussionen blitzten die gesellschaftlichen Gräben diesmal nicht nur hin und wieder auf, sondern wurden bewusst angesprochen. Die Summe der Wortmeldungen ergibt das Bild einer Gesellschaft, in der die Dialogbereitschaft stark abgenommen hat und die Brücken zwischen verschiedenen Lebenskonzepten, Sichtweisen und Ideologien abgebrochen oder zumindest schwer erschüttert wurden. Die Bereitschaft, die eigene Position mit durchaus extremen Mitteln durchzusetzen, scheint zu steigen, was sich zB in aggressiven Akten und Denunziationen manifestiert. Diese „Radikalisierung“ (EPU_B) schafft Verunsicherung.

„Ich verstehe nicht, warum gibt es da so verschiedene Experten, es gibt ja die Verschwörer oder die Leugner. Ich habe eine im Haus, die sagt auch, das ist alles politisch bzw. keine Ahnung, die ist überhaupt gegen alles, die lässt sich nicht impfen, die mag nicht einmal testen gehen. Wie kommt das? Man weiß ja selber nicht mehr, wem man jetzt glauben soll. (...) Wie gibt es dann, dass die Verschwörer, (...) dass die sagen, das gibt es nicht, die Blauen sich nicht impfen lassen. Warum gibt es dann solche Leute? Sehen die das nicht, dass ...“ (Linz_A)

Die Corona-Krise hat zwischen den Menschen, die in Österreich leben, mehrere neue **Bruchlinien** geöffnet, die entweder auf die Maßnahmen zur Pandemie-Eindämmung oder auf die Corona-Hilfszahlungen zurückgeführt werden können. In der öffentlichen Diskussion prä-senter ist die Zweiteilung in **jene, die die Maßnahmen mittragen, einhalten und für unumgänglich halten – und anderen, die dies in unterschiedlichem Maß nicht tun**: Unter den Teilnehmer*innen war niemand, die oder der die Existenz des Virus geleugnet oder alle

⁴ siehe zB <https://www.derstandard.at/story/2000128586509/das-gespaltene-land>;
<https://kurier.at/politik/inland/wie-die-corona-impfung-die-gesellschaft-spaltet/401453392>.

Maßnahmen abgelehnt hätte, aber doch einige, die manchen Schritten zur Eindämmung der Pandemie oder den staatlichen Corona-Hilfen kritisch gegenüberstehen. Für sie ergibt sich eine ungewohnte Situation, die sie nach eigener Aussage psychisch beträchtlich belastet. Ihre Argumente werden – im Gegensatz zu Vor-Corona-Zeiten – nicht gehört oder nicht ernst genommen; und sie werden in einen Topf mit Corona-Leugnern*innen, Rechtsextremen oder Anhängern*innen von Verschwörungsmmythen geworfen – wo sie sich definitiv nicht zugehörig fühlen. Als Teil einer Meinungsminderheit empfinden sie sich als ausgegrenzt. Dass auch andere so etwas wie **Meinungshoheit** wahrnehmen, lässt sich daraus ableiten, dass kritische Statements in den Fokusgruppen sehr häufig mit der verteidigenden Versicherung eingeleitet wurden, dass man „kein Verschwörungstheoretiker“ bzw. „keine Verschwörungstheoretikerin“ sei, aber doch das oder jenes nicht gut finde.

„Sobald ich etwas Kritisches gesagt habe dazu, habe ich auch noch aushalten müssen, dass ich ein Gefährder bin, dass ich ein Querdenker, dass ich ein Rechtsradikaler bin. Das heißt, es hat überhaupt niemanden interessiert, dass ich fachlich genauso ein Experte bin wie die anderen Experten. (...) Das ist das, was jetzt für mich ganz extrem dann auch noch passiert ist. (...) Jeder, der etwas anderes sagt, der auf Gesundheitsförderung setzt und nicht diesen Hauptstrom mehr oder weniger kommuniziert, das heißt sämtliche Minderheiten werden auf einmal ausgeschalten.“ (EPU_B)

„Die dann Fotos auf Facebook gepostet haben, Tänzer: Jetzt dürfen wir uns bald wieder endlich treffen. Die liegen im Kreis, Kopf an Kopf mit Maske. Dann heißt es: Ja, wie lange noch, wenn Ihr so euch bewegt. Und ich denke: Mit Maske, warum darf man da nicht Kopf an Kopf? (...) (I: In den sozialen Medien ist das gekommen, oder wie?) Ja, ja, das kam. (...) Die ist bombardiert worden, das ist eine Tänzerin mit einer internationalen Kompanie.“ (EPU_A)

Mehrmals wurde auch die **Rolle der traditionellen Medien** angesprochen. Bei manchen – unabhängig davon, wie sehr sie für die Corona-Maßnahmen eintreten oder nicht – stellt sich ein unangenehmes Gefühl ein, da sie in den Zeitungen, Zeitschriften und TV-Sendungen den kritischen Blick auf das Handeln der Entscheidungsträger*innen vermissen oder sogar eine aktive Unterstützung der ausgrenzenden Mainstream-Meinung wahrnehmen.

„Ich finde, die Medien haben ihre primäre Aufgabe nicht wirklich erfüllt. Hier in Österreich und, glaube ich, auch in Deutschland. Weil als erstes müssen Medien die kritischen Fragen stellen. Es ist schon klar, in dieser Situation darf man vielleicht vorsichtig sein, um nicht eine Panik oder falsche Propheten in den Medien zu zeigen.“

Damit bin ich einverstanden. Aber wie ich das sehe, die Medien waren einfach ein Sprachrohr von der Regierung. Und sie haben gar keine kritischen Fragen gestellt. Das hat mir nicht gefallen, weil ich glaube, es müssen gesunde kritische Fragen gestellt werden, und die Regierung muss auf diese Frage zu antworten versuchen. Und nicht so, dass die Medien einfach alles wiederholen, was die Regierung sagt.“ (AMS_B)

„Dass da wirklich die Leute auseinandergetrieben werden und dass man eigentlich auch dazu angehalten wird von den Medien, dass man nicht miteinander redet und respektvoll aufeinander zugeht, sondern dass man böse aufeinander ist, wenn man sich nicht an die Regel hält, und dass man böse aufeinander ist, wenn man zu größengläubig ist oder so, von der anderen Seite dann.“ (EPU_C)

Exkurs: Neue Allianzen

Ein genauer Blick darauf, wer in den Diskussionen Kritik geäußert und was konkret beanstandet wurde, legt nahe, dass sich (unbewusst) derzeit neue, eher unerwartete Allianzen bilden. Ihre persönliche – vor allem ökonomische – Betroffenheit macht die EPU zu den schärfsten Kritiker*innen. Sie sind die einzigen, die die Maßnahmen auf einer prinzipiellen Ebene heftig kritisieren, zB den Lockdown als in ihren Augen nur vermeintlich „alternativloses“ Instrument der Pandemie-Bekämpfung (EPU_B), aber auch die Krisenkommunikation der Regierung sowie die Mechanismen der Entscheidungsfindung. Sie prangern aber auch an, dass es kein Sozialprogramm für die Schwachen in der Gesellschaft gebe und dass die Grund- und Freiheitsrechte massiv eingeschränkt worden seien – hier treffen sie sich mit den armutsbetroffenen Teilnehmer*innen der Diskussionsrunde in Wien. Es ist auch bemerkenswert, wie einig sich die EPU innerhalb ihrer Gruppe waren: die armutserfahrene junge Marktfahrerin mit Freundeskreis in der Öko- und esoterischen Szene mit dem älteren, bürgerlich wirkenden Tourismus-Fachmann, der auf kostspielige Reisen spezialisiert ist; der geerdete Unternehmensberater aus der Steiermark, der seine Kunden im Wirtshaus akquiriert, mit der ehemaligen Tänzerin aus Salzburg, die jetzt im Sozialbereich arbeitet und tanztherapeutische Workshops abhält. Aber noch verblüffender ist, dass die EPU und die politisch wachen, armutserfahrenen Frauen aus Wien in mancherlei Hinsicht fast wortwörtlich einer Meinung sind.

„Hat jetzt mit Armut nichts zu tun, aber Corona wurde dazu benutzt, um uns aller Freiheitsrechte zu berauben – und jetzt kriegen wir sie zurück, aber nur wenn du

brav bist. Nur wenn du brav bist, nur wenn du dich impfen lässt, dann kriegst du sie zurück. Lässt du dich nicht impfen, kriegst du nichts zurück. Es geht ja nicht darum, dass ich was bekomme, sondern das ist mein Recht, das ich immer schon gehabt habe, das ist mir genommen worden. Und das will ich zurück. Und nicht um den Preis, mich impfen lassen zu müssen. Ich will die Wahl haben, entweder lasse ich mich impfen oder ich lasse mich nicht impfen, entweder lasse ich mich testen oder lasse ich mich nicht testen, entweder kriege ich einen grünen Pass auf mein Handy oder ich kriege keinen, weil ich das Handy nicht habe, auf dem das funktioniert zum Beispiel. Das hat wieder was mit Armut zu tun.“ (Wien_D)

„Allein schon Demonstrationsverbote, die plötzlich gelten oder nicht, das war alles sehr lästig. (...) Unter dem Mäntelchen, dass es jetzt eine Gesundheitsgefährdung in der freien Luft gibt, wenn man schreit, dass man da Demonstrationsverbote macht. Da braucht man kein Verschwörungstheoretiker zu sein, das ist einfach nicht korrekt. Da muss man sagen, das drückt auf die Psyche zusätzlich, wenn man glaubt, man wird verarscht.“ (EPU_D)

„Ich habe mir die ganze Zeit gesagt: Jetzt haben wir eigentlich jede Wohnung zu einem Gefängnis gemacht. (...) Für mich war das ein eindeutiger Freiheitsentzug, auch was wir jetzt noch haben. Das ist wieder etwas, was mich schwerst belastet im Prinzip noch dazu, weil ich meine Tätigkeit nicht so machen kann, wie ich an und für sich das mache, wenn ich nichts Ungesetzliches anstelle. Ich mache das natürlich nicht, auch mein Umfeld nicht, weil wir uns an die gesetzlichen Grundlagen halten. Das war immer die Todeslinie.“ (EPU_B)

Die EPU liefern selbst eine Erklärung für die unerwartete Allianz: Wer sich durch die Krise in der Existenz bedroht fühle, habe eine kritische Haltung entwickelt, wer abgesichert durch die Krise gekommen sei, interessiere sich in erster Linie für die Bekämpfung des Virus. Unsere Fokusgruppen bestätigen dies zwar einerseits, andererseits sind aber keineswegs alle Teilnehmer*innen, die wirtschaftlichen Schaden genommen haben, kritisch eingestellt. Die „neuen“ Arbeitslosen zum Beispiel zeigen viel Unterstützung für die Eindämmungsmaßnahmen und kritisieren nur das eine oder andere Detail (zB die Beschaffung der Impfstoffe). Und die Künstler*innen beschränken ihre Einwände auf den Kulturbereich (zB ihre späte Priorisierung beim Impfen). Die Bruchlinie verläuft also anders und der Anteil der Kritiker*innen scheint geringer zu sein, als im folgenden Zitat angenommen wird.

„[Es] war aber durchaus so, dass wir als EPU empfunden haben, (...) dass es zwei Gruppen von Menschen gibt (...): die, die betroffen sind wirtschaftlich, und die, die nicht betroffen sind wirtschaftlich. (...) In meinem Freundeskreis sind die, die in Pension oder Beamte sind, überhaupt nicht betroffen von dem, worüber wir reden. Das ist eine Zweiteilung der Gesellschaft, die uns noch beschäftigen wird. (...) Ich glaube, dass man wirklich Flagge zeigen und sagen muss: Jungs, ihr seid nicht die Republik, sondern die anderen 50 Prozent sind das auch. (...) Im Freundeskreis, die beamtet oder pensioniert sind, die machen sich nur Sorgen um ihre Gesundheit – aber den ganzen Tag. Und alle anderen, die aktiv im Erwerbsleben und im Überleben sind, die machen sich nur Sorgen, wie das wirtschaftlich weitergeht.“

(EPU_D)

Von einem erhöhten **Aggressionsniveau** war diesmal (genauso wie in der Vorgängerstudie) wieder die Rede, allerdings ausschließlich in der Linzer Runde der Armutsbetroffenen: Die Teilnehmer*innen brachten Beispiele, die sie erlebt hatten – bei fast allen drehte sich der Konflikt um die Einhaltung der Corona-Maßnahmen: So wurde ein Pensionist im Supermarkt verbal angegriffen, weil er beim Anstellen an der Kassa nur die Einkaufswagenl-Länge Abstand zu der Frau vor ihm hielt, und eine Teilnehmerin erzählte von einem heftigen Streit in der Straßenbahn, bei dem eine Frau nicht akzeptieren wollte, dass eine andere, die eine Maskenbefreiung hatte, ohne Maske mitfahren durfte. Ebenfalls eine Spielart von Aggression ist das Aufleben des **Vernaderns**, das in mehreren Diskussionen angesprochen wurde: bei einer Teilnehmerin aus Linz zum Beispiel alarmierte die Nachbarin mehrmals die Polizei, weil sich Handwerker in ihrer Wohnung aufhielten.

„Was ich dann absolut nicht mehr verstehe, (...) dass sich auf einmal diejenigen, die sich jetzt betroffen fühlen, aus welchem Grund auch immer, das Recht herausnehmen, über die anderen diese moralische Instanz mehr oder weniger zu transportieren. Das ist Denunziantentum.“

(EPU_B)

„Ich glaube, dass die Angst in den Köpfen der Menschen zu diesem Denunziantentum führt, (...) die kommt einfach durch die allgemeine Stimmung und durch die letzten 12 oder 14 Monate.“

(EPU_D)

„Wir haben eine neue Küche gekriegt, da war Ende Dezember der Ausmessdienst da (...). Auf einmal steht die Polizei vor der Tür. Hat die Nachbarin angezeigt. (...) – In welcher Beziehung hat sie euch angezeigt? – Ja, es ist da wer Fremder reingegangen. Und wie die Arbeiter da waren, hat sie es wieder angezeigt.“

(Linz_G)

Ein zweiter Graben – oder besser: ein **Netz von Gräben** – ist **rund um die Corona-Hilfen** entstanden. Die bereits im Sommer 2020 thematisierte Neiddebatte hat sich also fortgesetzt. Die Gräben verlaufen zwischen jenen, die durch finanzielle Unterstützung aufgefangen wurden, und jenen, die es schwer haben, aber keine Förderung bekommen konnten (zB armutsbetroffene Pensionisten*innen, AMS-Bezieher*innen oder Niedrigverdiener*innen versus EPU); zwischen jenen, die die Gelder unterschiedlich schnell und in unterschiedlicher Höhe erhalten haben (zB Künstler*innen versus EPU); zwischen jenen, die das Fördersystem missbraucht haben, und jenen, die nichts bekommen haben (zB Handwerksbetriebe, die trotz Kurzarbeit voll tätig waren, versus Armutsbetroffene).

„Wo der KSV [Kreditschutzverband] dann selbst noch sagt, es sind zu viele marode Firmen jetzt unterstützt worden. (...) Und die Leute, die das brauchen, so wie du mit deinen Eltern oder ihr mit den Kindern ...“ (Wien_E)

„Dazu kam ja auch noch, dass ja immer die Rede davon war: ja, die arme Tourismusbranche und die armen Hoteliers. Es kamen ja alle-, (...) die Hobbysportler kamen noch vor Kunst und Kultur. Meistens ist Kunst und Kultur überhaupt nicht vorgekommen. (...) Das macht es natürlich psychisch auch nicht leichter.“ (Kunst_A)

„Ich habe Wohnung [für meinen Bruder] renoviert. Alle Firmen, die bei mir gearbeitet haben, haben ihre Arbeiter auf Kurzarbeit angemeldet und voll abgecasht. Aber keiner hat kurz gearbeitet, die waren alle 8 Stunden da (...). Und ich denke mir: Hallo, niemand überprüft diese Betriebe. Ich war froh, dass sie während des Lockdowns gearbeitet haben, aber so kann man nicht wirtschaften. Man kann nicht die einen verhungern lassen und in die Betriebe reinbuttern, was geht.“ (Wien_C)

Im Sommer 2020 hatte es den Anschein, als könnte der erste Lockdown, der ja unter anderem mit dem Argument verhängt worden war, betagte Menschen schützen zu wollen, einen **Keil zwischen Alt und Jung** treiben. Unsere diesmaligen Diskussionen liefern dafür keine Bestätigung, ganz im Gegenteil fühlen die alten Menschen mit den jungen mit und finden die Maßnahmen zu ihrem eigenen Schutz teilweise übertrieben.

„Wir haben uns dann in unsere Jugendzeit versetzt, wir haben halt gesagt, wir sind ins Kino gegangen oder was, was macht so ein Jugendlicher? Es wird schwierig.“ (Linz_E)

„In dem Haus, wo ich wohne, gibt es auch ältere Leute, die sagen: Mir ist das sowas von wurscht (...). Mir tun nur die Jungen leid. Das war immer das erste, weil: Ich habe

schon so viel erlebt, was soll mir noch passieren. 80 Jahre, 85 Jahre. Meine Mutter ist 86 Jahre, sagt: Na, was soll sein? Ob ich jetzt die paar Jahre noch lebe oder nicht, sage ich jetzt mal überspitzt, das ist kein Thema. Sie hat auch nicht verstanden, wieso die älteren Leute zuerst geimpft worden sind und die Kinder zum Beispiel nicht.“ (AMS_D)

Wie sehr der **Kulturbetrieb im gesellschaftlichen Abseits** steht, war den Künstlern*innen, die im Sommer 2020 an der Studie teilgenommen haben, erst durch die Corona-Krise bewusst geworden. Daran hat sich im Laufe der Pandemie nichts verbessert, eher im Gegenteil: Die Teilnehmer*innen wiesen auch diesmal mehrfach darauf hin, dass sie sich ständig gedrängt fühlten, ihre Existenz zu rechtfertigen. Ihre Tätigkeit werde nicht als Arbeit wahrgenommen, weil sie erstens so schlecht bezahlt sei und zweitens die wenigsten konkrete Vorstellungen hätten, was Künstler*innen neben ihren Auftritten noch zu tun hätten. Dass der Kulturbetrieb in Österreich mit staatlichen Geldern finanziert werde, passe nicht zum Bild der Leistungsträger*innen, die sich stets selbst erhalten müssen. In der Corona-Krise seien diese Argumente offener zu Tage getreten, was manche Künstler*innen veranlasst habe, zu beweisen dass sie „trotzdem noch ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft“ (Kunst_F) seien, indem sie kostenlos aufgetreten seien – eine Geste, die tendenziell nach hinten losgegangen sei, weil dadurch signalisiert worden sei, dass Kunst gar keinen Preis und damit auch gar keinen Wert habe.

„Ich fand es schade, dass verschiedene Veranstaltungen nicht stattgefunden haben, die so im Jahreskreis ein Fixpunkt waren. Aber ob ich jetzt essen gehen kann oder auch einmal nicht ins Theater gehen kann, wobei Theater ist ja grundsätzlich so ein bisschen, ich nenne das jetzt mal ein bisschen überspitzt, ein Elitenproblem. Das hat mir jetzt auch nicht so großartig gefehlt, also das Ganze, was nicht stattgefunden hat.“ (AMS_C)

„Aber was mir aufgefallen hat, die Diskussion in den Medien. Das hat mich schon also sehr nachdenklich gemacht, dass die Künstler versucht haben, ihre Notwendigkeit irgendwie zu begründen. Und es ist bei mir so angekommen, dass eigentlich kaum eine Chance da war, das zu verbalisieren, warum ein Künstler überhaupt eine Rolle spielt und warum es wichtig ist, weil die Wörter, die man verwendet hat dafür: Das ist irgendwie nicht wirtschaftlich. Aber man braucht uns, weil die Musik schön ist oder-. – Das ist ein riesiger Wirtschaftsfaktor, das vergisst man immer. (...) – Dann kam das auch, aber am Anfang war das wirklich so hilflos irgendwie.“ (FG_Kunst)

„Ich habe mich auch ein bisschen geärgert streckenweise über meine Kolleginnen. Dieses ständige sich selber Rechtfertigen, warum man überhaupt existiert (...). Ich habe auch immer gesagt: Hört auf damit, es muss sich sonst auch niemand rechtfertigen für den Beruf, für das, was man macht, wofür man Geld verlangt. (...) Da fühlt sich nicht jeder persönlich irgendwie jetzt bemüßigt zu sagen: Ja, eigentlich mache ich das, weil es ist so, und überhaupt es ist total wichtig, dass wir Kunst und Kultur haben. Ja, ich finde, darüber muss man gar nicht mehr diskutieren. Das ist wichtig, Punkt, Ende.“
(FG_Kunst)

„Ich war letztes Jahr ziemlich entsetzt, wenn da im Standard oder sonst wo irgendein Artikel über „wie Künstler mit Corona umgehen“ war. Was da für Reaktionen kamen. Zum Teil wirklich hasserfüllt. Die Künstler, die regen sich immer auf und sollen mal ihr Maul halten. – Onlinekommentare, das ist ja immer gefährlich. – Naja, das darf man nicht lesen! – Aber auch, wenn veröffentlicht wurde, wie die Gagen eigentlich wirklich sind: Naja, wenn du keine fixe Stelle hast, da warst du halt dann doch nicht so begabt.“
(FG_Kunst)

„Ich war erstaunt, seit ich freiberuflich bin, wo die Leute sagen: Naja, okay und so und so viel Abende im Jahr, da spielst du dann. Was machst denn Du davor den ganzen Tag? Also scheinbar glaubt man, Künstler sind irgendwie gottgleich und saugen sich das aus den Fingern. – Das ist sehr, sehr schwer. Also viele glauben tatsächlich, dass quasi Text lernen und Kostüm anziehen, das ist die ganze Vorbereitung. Und dann steht schon das Stück.“
(FG_Kunst)

Abseits von Armut: Wahrnehmungen und Prognosen

Die folgende Tabelle enthält in der linken Spalte die beobachteten Entwicklungen und Prognosen der Teilnehmer*innen und in der rechten Spalte die Zitate, die dies belegen:

Entwicklungen & Erwartungen	Zitate der Teilnehmer*innen
Die Pandemie wird uns noch eine Weile begleiten.	
Die Angst vor dem Virus ist noch da und wird auch noch bleiben.	„Es gibt wahnsinnig viele, die Angst haben. (...) Wir reagieren auch im Tourismus darauf, indem wir zum Beispiel schon einen COVID 19-expert auf die Reise mitschicken, der nichts anderes macht als putzen. (...) Wenn jetzt jemand auf eine Gruppenreise geht in einem Bus, dann ist der eher schon beim All-inclusive-Typ. Der möchte beschützt werden. Weil er eher ängstlich ist, reagiert er auch auf den wellbeing-director (...). Der macht nichts anderes, als ins Restaurant

	zu gehen vorher, um zu schauen, dass die Tische auseinanderstehen. (...) Der gibt die Antworten auf die Ängste.“ (EPU_D)
Für Herbst 2021 wird eine vierte Welle vorausgesagt.	„Man soll die Zeit noch genießen, bevor wieder ein Lockdown kommt. Jetzt, wo man alles machen kann. (...) Also ich bin mir sicher, dass ein neuer Lockdown kommen wird.“ (Jung_G) „Ich befürchte, dass wir wieder daheim sitzen, dass wir (...) spätestens Oktober, November die vierte Welle kriegen.“ (Linz_G)
Außerdem bleibt die Pandemie über die Auffrischungsimpfungen ein Thema.	„Was ich fürchte, dass es nie mehr ganz weggeht, dass wir uns jedes Jahr oder dreiviertel Jahr, man weiß es ja noch nicht, wie lange die ganze Impfung anhält, dass wir uns impfen lassen müssen.“ (Linz_F)
Die Covid-Tests werden kostenpflichtig werden.	„Wir haben jetzt in Wien diese Möglichkeit ‚Alles gurgelt‘. Ich frage mich ja, wie lange das noch gratis sein wird. Was passiert, wenn das was kostet, was ist dann? Ich werde mich sicher nicht impfen lassen.“ (Wien_B)
Die Mittelschicht ist am Zerbrennen, eine soziale Krise droht.	
Ein Teil der Mittelschicht wird in die Nähe von Armut geraten.	„Es bricht die Mittelschicht auseinander (...), in Wirklichkeit tut es das ja schon die ganze Zeit. Nur dass Corona jetzt einen Schub gegeben hat. Ich sage immer, es gewinnt jetzt überall die Scheiße, die man immer so schön zugedeckt hat.“ (Wien_E) „Was die Spaltung auch provoziert, ist, dass man die Sicht auf die sozialen Probleme nicht wirklich kommuniziert. Es gibt niemanden, der sagt, wir haben ein Problem, es können ja schon 50.000 Leute ihre Mieten nicht bezahlen. Das gibt es. Das sagt man zwar, man verweigert aber einen Lösungsansatz dazu. Das heißt, der soziale Sprengstoff, der gelegt wurde in der Krise, zu Recht oder nicht, wird nicht angegangen. Und der soziale Sprengstoff reicht (...) von den Arbeitslosen und den Kurzarbeitern weit in eine Mittelschicht hinein. (...) Das trifft die in prekären Verhältnissen ganz besonders stark, die EPULer, (...) ich habe einen Grafiker, der zu seiner Mutter nach Hause gezogen ist, weil er keine Aufträge mehr hat. Das ist ja fein, dass er eine Mutter hat, wo er hinziehen kann. Normalerweise ohne Mutter lebt er auf der Straße. Das heißt, die soziale Krise, die ist erst im Entstehen. Die ist noch gar nicht da, weil wir ja bis jetzt durch diese Förderungen unter Artikel Geld immer noch die Krise ein wenig unter dem Deckel gehalten haben, finde ich.“ (EPU_D)
Um dies aufzufangen, werden neue sozialpolitische Schritte nötig sein, zB um Delogierungen aufgrund von Mietrückständen abzuwenden. Auch für die gestundeten Sozialversicherungsbeiträge und Steuerleistungen müsste man eine Lösung finden.	„Die Republik ist gut beraten, wenn sie investiert in soziale Hilfsmaßnahmen und diese auch abstimmt, sodass eben Pflege oder Betreuung von Kindern oder Ähnliches auch gefördert wird und nicht abseits geschoben wird. Das mit dem Geldausgeben ist nicht vorbei, nur weil die Gasthäuser aufsperrten. Die Förderungen müssen zielgerichtet weiterlaufen. Und vor allem, die Republik ist gefragt bei Sozialversicherungen und Finanzamt. Das werden sie noch lange nicht sehen, das Geld. Das ist die größte Falle, die aufgebaut ist, wo bis jetzt aber der Finanzminister nichts dazu getan hat zu sagen, sie verzichten freiwillig auf Geld. Sondern sie wollen das Geld eintreiben. Und das wird schlimmer werden, je weniger die Umsätze gleich sich

	<p>erholen, weil die kommen nicht gleich. (...) Auch die sozialen Maßnahmen, allein die von der Delogierung bedrohten Mieter, die nicht bezahlten Mieten, die alle ausgelaufen sind, diese Maßnahmen – wo es auf den Goodwill des Vermieters ankommt.“ (EPU_D)</p>
<p>Werden die Freiheitsrechte in Zukunft beschnitten? Entsteht eine Protestbewegung, die das verhindern will?</p>	
<p>Die Freiheits- und Bürgerrechte seien beschnitten worden, wurde in der Runde der EPU und der Wiener Armutsbetroffenen kritisiert. In der Wiener Gruppe entstand eine Diskussion darüber, ob sich diese Entwicklung fortsetzen oder sich die Jugend erfolgreich dagegen stellen werde.</p>	<p>„Ich bin sehr besorgt um die Zukunft, was die Menschenrechte betrifft. Da bin ich bei euch. Die werden das nicht zurückziehen. Also ich bin überzeugt, das ist der Schub jetzt gewesen, dass man mehr die Leute kontrolliert.“ (Wien_E)</p> <p>„Das ist jetzt deine Zukunftsaussicht. Ich denke mir, für mich jetzt gesehen, es wird ganz sicher – also ich merke es ja auch in meiner Familie, in meinem Umfeld – eine starke Avantgarde geben, die wieder die Grundrechte zurückhaben will. Es wird sehr viel mehr politisch gearbeitet werden, und zwar von den Jungen, nicht von uns, nicht mehr meine Generation. (...) Es gibt eine sehr starke Jugend, die ihre Netze hat. – Da gebe ich dir recht, nur (...) bis zum Jahresende, (...) in nächster Zeit wird das nicht passieren. So schnell wird das nicht passieren. – Oja. Es werden sich Gruppen finden. Sobald man sich wieder organisieren kann, wird es Gruppen geben, die was machen. Ganz sicher. – Ich glaube aber, dass das unterbunden werden wird. – (...) Das wird ihnen nicht gelingen, das zu unterdrücken. – In zwei, drei Jahren gebe ich dir recht, aber jetzt in nächster Zeit...“ (FG_Wien)</p>
<p>Nationalismen leben auf, und analog dazu Frontstellungen zwischen den Bundesländern innerhalb Österreichs.</p>	
<p>Regionale und nationale Differenzen hätten einen Aufschwung erlebt, was eine Rückkehr zum Nationalstaat bzw. das Aufleben regionaler Einheiten (zB der Bundesländer) zur Folge haben könnte.</p> <p>Hand in Hand damit seien Abschottungstendenzen gegangen, die manchen Teilnehmer*innen noch nicht weit genug gehen.</p>	<p>„Es geht jetzt um Bezirk, es geht um das Bundesland. Bringe ich jetzt Wien versus Innsbruck, Wien versus Tirol jetzt vor einigen Monaten. Dann geht das natürlich als Staat Österreich gegen da, gegen dort. Die schließen Österreich aus, Österreich schließt den aus. (...) In den letzten Monaten war schon eine sehr starke Diskrepanz zwischen dem Osten und dem Westen. Wo man sagt: Was interessiert mich der Westen, wenn die zu blöd sind, dass sie (...) das irgendwie im Zaum halten. Warum müssen wir jetzt darunter leiden, so sinngemäß. Oder man sagt: Ja aber von dort ist das doch überhaupt gekommen. (...) Zum Beispiel, jetzt einmal gegen die Italiener zu, oder man sperrt Italien zu oder man sperrt da zu. Und dann lassen uns die wieder nicht rein. Also für mich hat das weniger etwas Verbindendes, sondern eher was Trennendes gehabt jetzt in den letzten Monaten. (...) Jetzt geht es irgendwie wieder zurück zum Nationalstaat. Und im Staat selber zu den Bundesländern, was auch immer.“ (AMS_C)</p> <p>„Ich hätte (...) erstmal gesagt: Leute, wir müssen die Grenzen dichtmachen. Und dichtmachen heißt nicht, dass noch nach dem Februar, wie die Chinesen schon angefangen haben, halbwegs zu sagen, es ist was passiert, sind bei uns (...) Flieger gekommen aus China, Maschinen voll.“ (AMS_D)</p>
<p>Der Nationalstolz hat wesentlich an Bedeutung</p>	<p>„Dass Österreich einiges von Deutschland abkuppert, das ist richtig. Aber in diesem Fall war der Vorreiter meines Wissens Israel oder</p>

<p>gewonnen. Einerseits wird zwar Kritik am österreichischen Umgang mit der Pandemie geäußert, andererseits aber abgewehrt, dass andere Länder Vorreiter oder „besser“ gewesen seien.</p>	<p>Benjamin Netanjahu, der Ministerpräsident. Der hat, glaube ich, damals den Kurz gewarnt, dass es auf uns zukommen wird. Das haben wir, glaube ich, den Israelis zu verdanken, dass es nicht noch schlechter geworden ist. (...) – Nein, da tue ich mir ganz schwer, mit den Israelis, da tue ich mir ganz schwer. Da möchte ich auch nichts dazu sagen.“ (FG_AMS)</p>
<p>Im Vergleich der Länder wird zum Teil mit nationalistischen Stereotypen und Mythen argumentiert: zB die in Italien arbeitenden Chinesen*innen seien Schwarzarbeiter*innen, Israel und Ungarn hätten den Impfstoff geschenkt bekommen, in Schweden habe es keine Beschränkungen gegeben und die Bevölkerung sei nicht verantwortungsbewusst, in den USA seien Impfstoffe verabreicht worden, die in Europa keine Zulassung hätten.</p>	<p>„Die Chinesen, die in Mailand schwarzgearbeitet haben, sind nach Österreich gekommen zu den Familien. Neujahr, könnt ihr Euch vielleicht noch erinnern, war Neujahrsfest. Es hat keiner die Grenzen dichtgemacht.“ (AMS_D)</p> <p>„Schweden, eine superliberale Gesellschaft, jeder kann machen, was er will, und am Schluss hat es auch nicht gepasst. (...) In Schweden haben sie dann auch sehr hohe Zahlen gehabt, in Schweden hat der lockere Umgang mit einer (...) Bevölkerung, wo man erwartet hätte, dass sie mehr Verantwortungsbewusstsein an den Tag legt, wie sie es vielleicht bei uns tut, ist das Ergebnis dasselbe gewesen.“ (AMS_C)</p> <p>„Bei uns ist so spät die Impfstoffe. Mein Cousin lebt in New York, in Amerika, ganze Familie schon vor drei Monate bekommen Impfstoffe. Jetzt ich rede oft. Er sagt, jetzt kommt die Impfung im Bezirk mit den Loudspeaker, wer hat noch nicht gemacht. So viele jetzt. Und er lacht mich aus: Du lebst in Europa und hast keine bekommen. Schau, wir haben schon fast alle bekommen. Ich sage: Was soll ich machen? – Da musst aber jetzt bitte aufpassen, die haben einen Impfstoff bekommen, der eine Notzulassung war. Das ist ein großer Unterschied. Da kannst du jeden kaufen bei einer Notzulassung. Aber beim normalen Impfstoff musst du den kaufen, der getestet wird. – Aber der amerikanische Johnson & Johnson ist eh-, der passt.“ (FG_AMS)</p>
<p>Viele haben sich in der Krise alleingelassen gefühlt, was das Vertrauen in den Staat und seine Institutionen erschüttert hat.</p>	
<p>Mehrere Teilnehmer*innen wiesen darauf hin, dass der Umgang mit der Corona-Krise das Vertrauen in den Staat erschüttert habe: So habe es zB jenseits von finanzieller Hilfe keine Unterstützung gegeben (nicht einmal für stark belastete Berufsgruppen), und auch die finanziellen Hilfen seien nicht oder viel zu spät eingetroffen. Was das für Folgen für das Verhältnis zwischen Bürger*innen und Staat, zwischen Bürger*innen und Demokratie habe, darüber unterscheiden sich die Sichtweisen.</p>	<p>„Die Leute wurden allein gelassen im Endeffekt. Es wurde viel Schaum gemacht, viel Schlag gemacht rund drumherum. Es wurden Blümchen verteilt. Aber im Endeffekt, wenn ich nur an das Gesundheitssystem denke, die waren am Boden. Es hat denen kein Mensch geholfen, niemand. Also ich könnte mich jetzt nicht erinnern, dass ich irgendwann einmal gehört hätte, Lehrer, Schulen.“ (AMS_D)</p> <p>„Nur daran zu denken, nach so viel Jahren angewiesen zu sein auf staatliche Hilfe, nur dran denken, nein. Und dann denke ich mir, da ist kein Vertrauen einfach mehr da, null. Wenn du sechs Monate auf den Familienhärteausgleichsfonds wartest, ich meine, wer will dann noch irgendetwas haben von dem Staat?“ (Wien_C)</p> <p>„Ich habe den Glauben an die Regierenden und Ministerien in diesem Land verloren. Das ist ein Thema für die Zukunft. Ich kann mir momentan nicht einmal vorstellen, wie das reparierbar wäre.“ (EPU_B)</p>

	<p>„Das ist das Schädlichste, das man der österreichischen Demokratie – und die ist mir wirklich heilig – antun kann (...), wenn die Bevölkerung, wenn die Menschen sagen: Der Staat ist eigentlich mein Feind, und da bin ich. Wie geht die Zukunft dann?“ <i>(Wien_E)</i></p>
<p>Die einen beobachten, dass die Corona-Krise die Gesellschaft egoistischer gemacht habe. Andere prophezeien – ganz im Gegensatz – ein Erstarren des bürgerschaftlichen Engagements.</p>	<p>„Es hat immer diesen Slogan gegeben: Wir helfen zusammen. Und wir schaffen die Krise gemeinsam. In Wahrheit hat es aber jeder für sich selber geschafft und hat dadurch eigentlich diesen Wert für alle geschaffen. (...) Es ist nie drum gegangen, dass wir das alle gemeinsam schaffen. Sondern du musst es selber schaffen. (...) Für mich hat diese Krise die Gesellschaft noch ein bisschen, ich sage es jetzt provokant, egoistischer und selbstbezogener gemacht.“ <i>(AMS_C)</i></p> <p>„Man hat da jetzt gesehen, dass erstens einmal die Leute eingesehen haben, sie können sich nicht immer auf die Institutionen verlassen. Es muss mehr selber gemacht werden, ja. Also in meinem Umkreis (...) und auch über den Tellerrand raus, es wird mehr zwischen den Leuten organisiert. Es werden mehr Besuche gemacht, es wird mehr telefoniert. (...) Es werden mehr Leute unterstützt.“ <i>(AMS_D)</i></p>
<p>Bei der nächsten Krise müsse die Regierung alle Bevölkerungsgruppen mitdenken und anhören.</p>	<p>„Ich würde mir erwarten für die Zukunft, dass eine Bundesregierung (...) Maßnahmen erlässt, die eine ganze Bevölkerung erfassen. (...) In einem demokratischen Land (...) ist das machbar, indem ich die Settings verändere, eine andere Gesprächsbasis habe, zB so wie diese Diskussionsrunde, wie sie da ist. Wir haben nicht alle dieselbe Meinung dazu. Aber wir versuchen, konstruktiv (...) auch mal zu einem Überlegungsansatz kommen. (...) Das ist genau das, was aus meiner Sicht in dieser Krise nicht passiert ist von der Bundesregierung her. Sondern man hat geglaubt, man muss ganz trocken einen Weg gehen, kein Links und kein Rechts. (...) Das kann noch so schräg sein, ich muss es in einer Diskussion zulassen, zumindestens dann, wenn wir in einem demokratischen Land sind und nicht so, wie ein Erdoğan zum Beispiel als Sultan das ganze Land regiert.“ <i>(EPU_B)</i></p>
<p>Eine Detailbeobachtung: Personen, die im Gesundheitswesen arbeiten, hätten in Folge der Überforderung aggressive Verhaltensweisen an den Tag gelegt.</p>	<p>„Letztens war ich bei einer Freundin, die gerade Erdbeeren verkauft und Spargel, die jetzt einfach in so einer Hütte stehen (...). Und die sagt, letztens war eine Krankenschwester von der Intensivstation da. Und da ist eine Frau vor ihr ohne Maske im Freien, aber mit sicher so einem Abstand gestanden, und die hat gesagt: Also das nächste Mal, wenn sie das sieht, dann zeigt sie die sofort an. Weil sie meint eben, sie auf der Intensivstation hackeln bis zum Umfallen, (...) und dann gibt es solche, die sich nicht daran halten. Aber meine Freundin hat gesagt, die war wahrscheinlich schon so im Burnout drin, weil da hätte wirklich nichts passieren können im Freien.“ <i>(EPU_A)</i></p> <p>„Mein Lebenspartner arbeitet im Keplerklinikum in Linz auf der Corona-Station, also das war heftig. Der kriecht mittlerweile am Zahnfleisch daher. (...) Die arbeiten 12 Stunden, auf Deutsch gesagt, mit dem Ganzkörperkondom. Der hat gesagt, man schwitzt dermaßen, man kann sich teilweise dreimal am Tag umziehen. (...) Die Tage hätte er mir fast durchgedreht, wir sind beim [Möbelhaus] gewesen und gehen hinein, einer ist mit uns reingegangen und hat die Maske nicht aufgesetzt. Die Verkäuferin hat dann gesagt, er muss die Maske aufsetzen: Interessiert mich nicht, Scheiß-Maske. Er ist</p>

	<p>dann dagestanden, er ist an dem Tag vom Nachtdienst heimgekommen, und ich habe gesagt: Schatzi, sag ihm nichts, weil da fängt der gleich zu streiten an.“ (Linz_G)</p>
<p>Der politisch extrem rechte Rand erstarkt.</p>	
<p>Die Sichtbarkeit und das Selbstbewusstsein Rechtsextremer, zB bei Demonstrationen, mache Angst.</p>	<p>„Angst macht mir die extreme Rechte, (...). Ich erhoffe mir eine Normalisierung, wenn einmal die Fußballstadien aufgesperrt werden, dass dann die Hooligans ihren Frust ablassen wieder dort, wo es hingehört, am Fußballplatz und nicht in der Innenstadt.“ (Wien_C)</p>
<p>Es sei zu befürchten, dass die Corona-Maßnahmen (zB das Vorgehen der Polizei gegen Jugendliche) Menschen, die sich eingeschränkt fühlen, in die Arme der einzigen Gruppierung treibe, die offen protestiert: der äußersten Rechten.</p> <p>Diese Befürchtung findet in den Fokusgruppen eine Bestätigung: So werden kritisch eingestellte Menschen, die eine Lösung für ihr Alltagsprobleme suchen, nach eigenem Bekunden nur auf den Social Media-Auftritten von Corona-Leugnern*innen und Verschwörungsgläubigen fündig, die oft auch rechtsextremes Gedankengut vertreten. Dies wird als Versagen des Staats gesehen.</p> <p>In den Diskussionen brachten zwei kritische Teilnehmer*innen – wohl nicht ganz zufällig – fast wortwörtlich die gleichen Argumente; eine sagte selbst, dass sie sich – widerwillig – auf einschlägigen Websites bewege.</p>	<p>„Ich würde wirklich die Polizei bitten, etwas netter zu den jungen Leuten zu sein. (...) So wie sich das entwickelt, da habe ich das Gefühl, ich bin in einem Staat, wo bald die Kalaschnikows und Waffen stehen und jeder steht an der Wand. Das macht etwas mit diesen jungen Leuten. Das löst Aggression aus (...) Ich brauche das in Österreich nicht. Ich will da nicht irgendwelche Rechten. Die gehen dann zu Gruppierungen, weil sie einen Zorn auf die Polizei haben, wissen gar nicht, auf was sie sich da einlassen, und dann stehen die eines Tages dem Staat Österreich, uns, gegenüber. Nein, das brauchen wir nicht.“ (Wien_E)</p> <p>„Was mich sehr gut unterstützt hat, muss ich ehrlich zugeben, waren die ganzen Facebook-Gruppen von verzweifelten Eltern, Maskenbefreiung für die Schule, was weiß ich, wie die alle heißen, wo die ganzen Verschwörungstheoretiker unter Führungszeichen herumgucken. Von denen kriegst du wirklich Hand-und-Fuß-Informationen. Wo kannst du dich hinwenden, wo kriegst du auch, was du brauchst? Weil die halt selber in dem Boot sitzen. Und da denke ich mir: Hallo, Staat, wo sind wir denn bitte? Wir haben ein Recht auf Bildung, wir haben Grundrechte, die gibt es nicht mehr, die sind abgeschafft mit der letzten Verordnung. Du stehst alleine da. Und wo kann ich mich organisieren? Ich habe dann wirklich (...) in sämtlichen Verschwörungstheoretiker-Gruppen herumgesurft und habe nächtelang gesucht, was ich halt gebraucht habe. (...) Das sind nicht ein paar 10.000, das sind Hunderttausende Eltern. (...) Ich habe mich halt organisiert, wie ich es immer gemacht habe. Ich habe ein Problem gehabt, ich habe geschaut, wo kann ich eine Lösung finden. (...) ‚Sie müssen es doch wissen, Sie sind das Ministerium dafür. Wo kriege ich das?‘ ‚Das haben wir nicht.‘ Im Endeffekt waren es dann private Leute, die in derselben Situation waren oder die das gleiche Problem hatten, und die sich halt irgendwie organisiert haben. Mit dem bin ich dann wieder zum Amt oder Ministerium gegangen.“ (Wien_B)</p>
<p>Schon seit einiger Zeit seien – bisher weitgehend unbeachtet – ökologisch und esoterisch gesinnte Gruppen mit rechtsextremen Gruppierungen zusammengewachsen. Die Corona-Krise habe dies sichtbar gemacht und den Trend verstärkt.</p>	<p>„Da beobachte ich ja schon zum Beispiel eine gewisse Spaltung, dass es zum Beispiel seit Jahren nicht mehr Rechtsextreme, Esoteriker und Ökos gibt, sondern dass das über die Jahre zu einer Gruppe verschmolzen worden ist. Und das sehe ich zum Beispiel extrem kritisch. (...) Mit rechten Leuten habe ich jetzt relativ wenig zu tun gehabt, habe aber beobachtet, wie in den Medien von den verschiedenen Gruppen einfach immer wieder rechte Einflüsse reingekommen sind und wie sich das Ganze vermischt hat. (...) Gerade mit Corona ist es dann ganz arg gekippt, aber es war davor schon absehbar, dass da immer wieder sich etwas eingemischt hat. (...) Ich habe tatsächlich</p>

dann mehr Leute gehabt, die sich nicht an die Regeln gehalten haben, als Leute, die sich an die Regeln gehalten haben. Und die haben mich dann komisch gefunden, wenn ich dann eine Maske aufgesetzt habe. Das war dann auch sehr spannend zu beobachten. (...) Und dass es einfach wurscht ist, was ich von Corona halte und ich einfach aus Respekt vor der Angst der anderen Leute eine Maske aufsetzen will. Das habe ich den Leuten einmal erklären müssen.“ (EPU_C)

Die Digitalisierung setzt sich durch, der gläserne Mensch wird transparenter

Das Themafeld Datenschutz und Privacy wurde ausschließlich von Teilnehmern*innen mit langer Armutserfahrung in die Diskussion gebracht.

Ebenfalls von ihnen wurde die Sorge geäußert, dass in der zunehmenden Digitalisierung alte Menschen oder jene, die sich ein Smartphone nicht leisten können, benachteiligt werden könnten.

„... bin ich immer schon seit Jahrzehnten ein Mensch, der über Datensicherheit sehr viel nachdenkt, der über den gläsernen Menschen sehr viel nachdenkt. Es geht mir nicht darum, dass ich jetzt irgendetwas Illegales tun will, aber ich will nicht von der Wiege bis zum Grabe mit Barcodes kontrolliert werden. Ich bin ein Mensch, und ich will auch als Mensch behandelt werden. Das hat jetzt nicht so viel mit Armut zu tun, aber es hat was mit Corona zu tun, weil Corona für so viele Sauereien als Ausrede genutzt wird.“ (Wien_D)

„Vielleicht will ich es gar nicht am Handy, weil ich sage, da bin ich so ein gläserner Mensch.“ (Linz_B)

„Ich habe das Gefühl, wir steuern im Moment auf China zu. (...) Wir haben unsere App, die müssen wir vorweisen. In China ist das Alltag, die laufen auch mit Masken herum.“ (Wien_B)

„Was ich noch als negativ empfinde. Und zwar durch Corona, dass man dort nicht hingehen darf zu dem Amt, es wird alles auf Digitalisierung, alles auf neu modernen Kommunikationsmittel, wo sich die Alten wahrscheinlich nicht mehr auskennen. Ich kenne mich auch schon fast nicht mehr aus bei den Handys, was da schon alles mit dem QR-Code. (...) Das wird ja jetzt vertieft.“ (Linz_A)

Die Arbeitswelt im Umbruch: mehr Home-Office und Videokonferenzen, weniger Geschäftsreisen, flexiblere Arbeitszeiten, mehr Teilzeit-Jobs

Was sich in der Corona-Krise im Arbeitsleben bewährt hat, werde in Zukunft weitergeführt werden, hieß es in den Fokusgruppen, wobei die Ansicht überwog, dass die Unternehmen mehr von den Veränderungen profitieren werden als die Arbeitnehmer*innen.

„Die Sales-Manager mussten unbedingt Geschäftsreisen machen, (...) die Firma gab extrem viel Geld aus, damit sie in luxuriösen Hotels wohnen und so. Und jetzt hat es eineinhalb Jahre funktioniert, ohne dass der Sales-Manager überall hinfährt (...) – Es ist halt schon wichtig, dass du in gewissen Bereichen den persönlichen Kontakt hast. – Ja, das stimmt. – Und nicht nur über Skype oder über irgendeine Videokonferenz und so. – Zum Beispiel bei der [Firma] weiß ich jetzt, seit März voriges Jahr sind sie von 80 Prozent über Video und [inzwischen mit Nachlassen der Pandemie] auf 50, 40 Prozent heruntergegangen, aber das ist fix. Das werden sie auch wieder so belassen. Also am Anfang war das alles digitalisiert und wir machen alles von zuhause. Aber Gesichtsbild ist wichtig, ja. (...) – Ich weiß von Versicherungen, die haben teilweise die Homeoffice-Pläne bis Ende 23 schon.“ (FG_AMS)

„Vor zwei Jahren, vor drei Jahren war Homeoffice etwas für Privilegierte. Da hat man halt einen Tag Homeoffice bekommen, wenn man

irgendein besonderer, keine Ahnung, IT, irgendeine Spezialarbeitskraft war. Heute ist es teilweise ja umgekehrt, du bist privilegiert, wenn du ins Büro gehen darfst.“ (AMS_C)

„Dass im Home-Office die Menschen dazu getrieben werden, sich selbst auszubeuten bis zum Burnout. Ich sehe das im Bekanntenkreis, der hackelt von der Früh bis auf die Nacht wie ein Irrer. (...) Aber er kriegt deswegen nicht mehr als vorher. Er arbeitet nur viel mehr als vorher. Im Home-Office hast du auch die Möglichkeit, jemandem weniger zu bezahlen und das Gleiche arbeiten zu lassen wie vorher. Das Home-Office ist einfach ideal für einen Dienstgeber. Da kann er die Menschen ausbeuten bis auf den letzten Blutstropfen.“ (Wien_D)

„Es wird sich aber auch, glaube ich, auf Arbeitszeiten auswirken, also auf eine Deregulierung von Arbeitszeiten. Ob das in Summe dann eine positive Entwicklung ist, das bleibt wahrscheinlich abzuwarten. Oder ob es dann dahingeht, dass die Leute noch mehr erreichbar, noch mehr eingebunden sind. Durch diese ganzen technischen Möglichkeiten, dass du auch am Wochenende erreichbar bist und am Abend erreichbar bist und eigentlich rund um die Uhr erreichbar. Und ob das sich dann in weiterer Folge auf die gesundheitliche Entwicklung auswirkt, schwer zu sagen. Oder es geht möglicherweise auch in eine ganz andere Richtung. Dass die Leute irgendwie effektiver werden, schwer zu sagen. Aber ich denke, es wird eine massive Auswirkung haben.“ (AMS_C)

„Die Unternehmen nützen die Gunst der Stunde, um bestimmte Arbeitsplätze nicht mehr zu besetzen. (...) Sie nützen die Gunst der Stunde, die Zeitreduktion beizubehalten. Die Leute, die in Kurzarbeit waren oder Teilzeit oder so etwas, da haben sie gesehen, das geht super. Wir brauchen keine Vollzeit Arbeitsplätze mehr. (...) Das mit der Kurzarbeit, das haben sie jetzt gelernt und das werden sie auch weiterhin beibehalten. Das war so richtig wie beim Wickie die Glühbirnen.“ (Wien_D)

Kein Ende der prekären Arbeitsbedingungen im Kunst- und Kulturbereich in Sicht.

Die prekären Arbeitsbedingungen freiberuflicher Künstler*innen seien zwar infolge der Corona-Krise ans Licht gekommen. Derzeit sehe es aber nicht danach aus, als würde dies zu einer Verbesserung führen.

„Die Frage ist ja (...), was wird davon bleiben, nämlich nicht bei uns, sondern bei der Bevölkerung, die jetzt nicht in dem Beruf drin ist. Und das stimmt ja (...), dass das erstmals doch in gewissem Rahmen in den Medien zu hören war, wie schlecht und prekär die Situation für Freischaffende wirklich ist. Aber es ist ja nicht wirklich im Detail so thematisiert worden. Und es ist ja die Frage, ob das irgendeine Veränderung zeitigen wird, nämlich zum Positiven; und da sehe ich bis jetzt keine Anzeichen. Wenn, dann eher Anzeichen in die Gegenrichtung, dass man sagt, na seids froh, dass ihr wieder spielen dürft. Ist auch noch zu früh vielleicht.“ (Kunst_A)

Ganz im Gegenteil hätten einige Veranstalter die Situation ausgenützt: Sie bieten neue Verträge zu schlechteren Bedingungen an und üben gleichzeitig Druck aus, damit dies nicht an die Öffentlichkeit

„Das ist die Gefahr, dass die Schmerzgrenze sinkt und dass von Veranstalterseite eben auch so, wie du erwähnt hast, der indirekte Druck entsteht zu sagen, seid doch froh, dass ihr wieder spielen könnt, (...) und dass das eben dazu führt, dass die frechen Bedingungen, denen man oft ausgesetzt ist, noch weiter nach unten gedrückt werden und dass man da wirklich sagt, gut, also meine Schmerzgrenze ist erreicht, dann mache ich ganz was anderes. (...)


<p>gebracht wird. Es gebe also Hinweise, dass es bereits zu einer Verschlechterung der Arbeitsbedingungen gekommen sei. Das werde in weiterer Folge viele aus dem Beruf treiben.</p>	<p>Die Leute die dann aufgetreten sind, (...) denen sie die Verträge gekündigt haben und sie dann zu schlechteren Konditionen eingestellt haben, das habe ich nirgendwo gehört. Und das ist ja die Frage: Was bringt das, wenn wir das jetzt wissen, weil wir direkt davon betroffen sind? Also öffentlich habe ich davon nichts gehört. Außer dass den Leuten gedroht wurde, wenn sie das öffentlich machen, dann brauchen sie aber nie wieder kommen.“ <i>(Kunst_A)</i></p>
<p>Es gebe Anzeichen, dass die neuen Pandemie-Klauseln in den Verträgen missbräuchlich verwendet würden, wenn Produktionen aus anderen Gründen abgesagt werden.</p>	<p>„Was meine Befürchtung ist, dass das öfter passieren könnte, was jetzt in Reichenau passiert ist, dass es als höhere Gewalt ausgegeben wird, wenn die Theater nicht behördlich geschlossen sind, aber das Theater sicherheitshalber zubleibt. (...) Da müssen alle aufpassen und alle Künstler gut informiert sein, dass das keine höhere Gewalt ist, sondern eine betriebswirtschaftliche Entscheidung.“ <i>(Kunst_B)</i></p>
<p>Interessenvertretungen für Künstler*innen als Lösung mit allerlei Hindernissen.</p>	
<p>Die bestehenden Interessenvertretungen setzten sich nicht für selbstständige Künstler*innen ein. Diese wiederum engagierten sich wenig. Die Situation mache es aber eigentlich noch wichtiger, offen zu sagen, wie hoch die eigene Gage sei, und sich abzusprechen.</p>	<p>„Von wegen Hungerlohn, also erstens, die Gewerkschaft Union macht ihren Job nicht. (...) Ich bin dort selber in der Fachgruppe Freischaffende. Das heißt, wir verhandeln sowieso keine Kollektivverträge, aber die anderen Fachgruppen. Und das tun die nicht gut. Und vor allem sie ignorieren zu viele Berufsgruppen, (...) sind meistens nur für die Solisten da. Und auch da für die Jungen nicht. Also es werden der Chor, das Orchester, die Debütanten, die Statisten, die werden alle im Stich gelassen eigentlich. Und die Selbstständigen auch, die regelmäßig am Haus arbeiten. (...) Es ist möglich, dass man Mindesthonorare für bestimmte Soloselbstständige verpflichtend verhandelt.</p> <p>Bei mir ist die Kommunikation ist da eher besser geworden, was das betrifft. Also ich habe mit den Kollegen mehr kommuniziert über so Interessensvertretungsfragen als vorher. (...) dass, weil ich halt bei der Gewerkschaft bin, ich so zur Klagemauer von gewissen Kolleginnen und Kollegen geworden bin und denen ein bisschen was raten konnte. Was dann aber wieder den enormen Nachteil hat, dass ich halt dann schäbiges Verhalten von Chefs und so weiter mitbekomme, das ich lieber nicht wüsste, weil es so arg ist.“ <i>(Kunst_B)</i></p> <p>„Das ist das Problem, glaube ich, das vielleicht dadurch entsteht, dass die meisten Künstler, in den meisten künstlerischen Berufen bist du getrimmt darauf: Du bist der größte Sänger, der größte Schauspieler, oder willst es zumindest werden. Und das ist natürlich ganz zuwider einer sozialen Vernetzung, dass man sagt, man unterstützt sich gegenseitig. Man ist in seiner Blase und jeder ist gewohnt, eigentlich glaube ich, aus der Ausbildung heraus wahrscheinlich schon, auf sich selber fokussiert zu sein (...) und dass man einfach dadurch auch Einzelkämpfer ist, gerade am freischaffenden Markt; und dass es da umso schwieriger ist, das zu überbrücken.“ <i>(Kunst_A)</i></p> <p>„Was vielleicht auch wichtig ist zur Verbesserung: über Geld sprechen. Das war vor der Pandemie nicht. Das macht man immer noch nicht wirklich. (...) Ich habe auch irgendwann angefangen, meine Kolleginnen zu fragen, die ähnlich arbeiten, in ähnlichen Jobs arbeiten oder auch in derselben Produktion (...): Wieviel kriegst du? Also</p>

was ist deine Gage? Und es ist so schwierig aus den Leuten herauszukriegen, was sie verdienen. Und ich verstehe das nicht. Es wäre viel leichter, wenn man sich irgendwo orientieren könnte. (...) Aber wirklich einmal sich abzusprechen und zu sagen: Ich weiß, Du hast jetzt gerade einen Vertrag bekommen, und ich weiß, wir sind alle wahnsinnig dankbar, dass wir endlich einen Vertrag unterschrieben haben. Aber trotzdem wäre es total super, wenn man irgendwie über Zahlen redet. Weil sonst kommt man irgendwie nicht weiter.“ (Kunst_D)

Abkürzungen

FG_AMS	Fokusgruppe mit Personen, die während der Corona-Krise ihren Job verloren haben, durchgeführt Ende Mai 2021 in Wien
FG_EPU	Fokusgruppe mit Ein-Personen-Unternehmern*innen, durchgeführt Mitte Mai 2021 in Wien
FG_Jung	Fokusgruppe mit Jugendlichen im Alter zwischen 16 und 19 Jahren, durchgeführt Ende Mai 2021 in Wien
FG_Kunst	Fokusgruppe mit Künstlern*innen, die auf oder hinter der Bühne arbeiten, durchgeführt Anfang Juni 2021 in Wien
FG_Linz	Fokusgruppe mit Personen, die seit längerer Zeit von Armut bedroht oder betroffen sind, durchgeführt Mitte Mai 2021 in Linz
FG_Wien	Fokusgruppe mit Personen, die seit längerer Zeit von Armut bedroht oder betroffen sind, durchgeführt Mitte Mai 2021 in Wien
AMS_A	FG_AMS, Teilnehmer A (Jobverlust wahrscheinlich infolge der Corona-Krise, Wien)
AMS_B	FG_AMS, Teilnehmer B (kündigt im Winter 2020/21, Wien, Migrationserfahrung)
AMS_C	FG_AMS, Teilnehmer C (Jobverlust infolge der Corona-Krise, Wien)
AMS_D	FG_AMS, Teilnehmerin D (Jobverlust infolge der Corona-Krise, Wien, Migrationserfahrung)
AMS_E	FG_AMS, Teilnehmer E (Jobverlust infolge der Corona-Krise, Wien, Migrationserfahrung)
AMS_F	FG_AMS, Teilnehmer F (Jobverlust infolge der Corona-Krise, Wien)
EPU_A	FG_EPU, Teilnehmerin A (unselbstständig und selbstständig erwerbstätig, Salzburg)
EPU_B	FG_EPU, Teilnehmer B (selbstständig, Steiermark)
EPU_C	FG_EPU, Teilnehmerin C (selbstständig, Burgenland)
EPU_D	FG_EPU, Teilnehmer D (selbstständig, Wien)
Jung_A	FG_Jung, Teilnehmerin A (arbeitslos, Wien)
Jung_B	FG_Jung, Teilnehmerin B (arbeitslos, Wien, familiäre Migrationserfahrung)
Jung_C	FG_Jung, Teilnehmerin C (arbeitslos, Wien, familiäre Migrationserfahrung)
Jung_D	FG_Jung, Teilnehmer D (Schule, ab Herbst berufstätig, Wien, familiäre Migrationserfahrung)
Jung_E	FG_Jung, Teilnehmer E (arbeitslos, Wien)

Jung_F	FG_Jung, Teilnehmer F (Schule, ab Herbst berufstätig, Wien, familiäre Migrationserfahrung)
Jung_G	FG_Jung, Teilnehmerin G (arbeitslos, Linz)
Jung_H	FG_Jung, Teilnehmer H (Schule, Wien, familiäre Migrationserfahrung)
Jung_I	FG_Jung, Teilnehmerin I (Schule, Wien, familiäre Migrationserfahrung)
Jung_J	FG_Jung, Teilnehmerin J (Schule, Wien, familiäre Migrationserfahrung)
Jung_K	FG_Jung, Teilnehmer K (Schule, Wien, familiäre Migrationserfahrung)
Kunst_A	FG_Kunst, Teilnehmer A (selbstständig, Wien)
Kunst_B	FG_Kunst, Teilnehmer B (unselbstständig und selbstständig, Wien)
Kunst_C	FG_Kunst, Teilnehmerin C (selbstständig, Wien)
Kunst_D	FG_Kunst, Teilnehmerin D (unselbstständig und selbstständig, Wien)
Kunst_E	FG_Kunst, Teilnehmerin E (unselbstständig und selbstständig, Wien, Migrationserfahrung)
Kunst_F	FG_Kunst, Teilnehmerin F (selbstständig, Wien)
Linz_A	FG_Linz, Teilnehmer A (Pensionist, Linz)
Linz_B	FG_Linz, Teilnehmerin B (Sozialhilfe-Bezieherin, Linz)
Linz_C	FG_Linz, Teilnehmer C (Sozialhilfebezieher, Linz)
Linz_D	FG_Linz, Teilnehmerin D (Pensionistin, Linz, Fluchterfahrung)
Linz_E	FG_Linz, Teilnehmerin E (Pensionistin, OÖ Land)
Linz_F	FG_Linz, Teilnehmerin F (Pensionistin, Linz)
Linz_G	FG_Linz, Teilnehmerin G (Working Poor, OÖ Land)
Wien_A	FG_Wien, Teilnehmerin A (Sozialhilfe, NÖ)
Wien_B	FG_Wien, Teilnehmerin B (arbeitslos, Alleinerzieherin, Wien)
Wien_C	FG_Wien, Teilnehmerin C (unselbstständig, Working Poor, Alleinerzieherin, Wien)
Wien_D	FG_Wien, Teilnehmerin D (Mindestpension, Wien)
Wien_E	FG_Wien, Teilnehmer E (Mindestpension, Wien)



**Bundesministerium für
Soziales, Gesundheit, Pflege
und Konsumentenschutz**

Stubenring 1, 1010 Wien

+43 1 711 00-0

[sozialministerium.at](https://www.sozialministerium.at)